

Europäische Geschichten aus der Ukraine

2024

Europäische Geschichten aus der Ukraine, 2024. –
88 i. ill.

Diese Publikation feiert das 15-jährige Jubiläum des Literaturpreises der Europäischen Union (EURL) und unsere anhaltende Unterstützung der ukrainischen Buchgemeinschaft. Seit 2019 hat der EURL zwei ukrainische Autoren ausgezeichnet: Haska Shyyan (2019) für ihren zweiten Roman „Hinter dem Rücken“ und Eugenia Kuznetsova (2022), ebenfalls für ihr zweites Buch „Frag Miechka“. Das EURL-Konsortium dankt beiden für die Annahme der Teilnahme an dieser ganz besonderen Ausgabe mit ihren beiden neuen Kurzgeschichten.

Dieses Buch wurde in Zusammenarbeit mit der Literaturagentur OVO veröffentlicht. Wir danken auch der Geschäftsführerin Viktoriya Matyusha für ihre unschätzbare Unterstützung bei der Koordination der Übersetzerinnen, der RedakteurInnen und der Illustratorin Sofiia Sulii sowie Andrej Kurkow für sein Einverständnis, das Vorwort zu schreiben. Wir danken ihnen allen sehr.

Anlässlich der Frankfurter Buchmesse erscheint dieses Buch auf Ukrainisch mit drei verschiedenen zweisprachigen Versionen: Deutsch, Englisch und Italienisch. Weitere Sprachversionen werden auf der EURL-Website verfügbar sein (www.euprizeliterature.eu).

Kofinanziert durch die Europäische Union. Die geäußerten Ansichten und Meinungen sind jedoch nur die des Autors/der Autoren und spiegeln nicht unbedingt die der Europäischen Union oder der Europäischen Exekutivagentur für Bildung und Kultur (EACEA) wider. Weder die Europäische Union noch die Agentur können dafür verantwortlich gemacht werden.



EUROPEAN UNION
PRIZE FOR LITERATURE



Co-funded by
the European Union

EURL 29, Chaussée d'Ixelles Box 4, B-1050 BRÜSSEL
info@euprizeliterature.eu



© EURL für die übersetzten
Versionen und Abbildungen
© für die ursprüngliche ukrainische
Version, jeweils an Andrej Kurkow, Haska
Shyyan und Eugenia Kuznetsova
© Abbildungen Sofiia Sulii

Haska Shyyan, Eugenia Kuznetsova

Europäische Geschichten aus der Ukraine

Vorwort von Andrej Kurkow

*Übersetzt von Jakob Wunderwald und
Michael Pietrucha
Illustrationen von Sofija Sulii*

Inhalt

Vorwort 5

Euro Morgana..... 11

Andreasnacht..... 49

Vorwort

Andrej Kurkow

Es ist keine leichte Aufgabe, einem ausländischen Leser die moderne ukrainische Literatur vorzustellen, denn ein gebildeter Leser geht immer von „Vorkenntnissen“ aus: von den Klassikern des Landes, bis zum Eintauchen in die moderne Literatur.

Die ukrainische klassische Literatur bleibt wegen der wenigen Übersetzungen in den letzten Jahren den ausländischen Lesern eine Unbekannte, und somit bleibt es auch die wichtigste Tatsache – die Verbindungen der ukrainischen Klassiker zu den europäischen Traditionen und der europäischen Geschichte. Gerade ist die Vorstellung zeitgenössischer ukrainischer SchriftstellerInnen eine ehrenvolle Mission und eine überraschend dankbare Tätigkeit, vor allem heute, da die Bedeutung alles Ukrainischen – insbesondere der Geschichte, Kultur und Literatur – durch die russische Aggression und die vorsätzlichen Versuche Russlands, die ukrainische Kultur sowie die ukrainische Identität selbst zu zerstören, noch verstärkt wird.

Bevor wir jedoch über die Vertreterinnen der ukrainischen literarischen Moderne sprechen, erlauben Sie mir, sie mit einigen Figuren der ukrainischen klassischen Literatur zu faszinieren. Das gibt Ihnen die Möglichkeit, sich mit dem zeitgenössischen Schaffen als Fortsetzung einer bestimmten europäischen literarischen Tradition vertraut zu machen.

Unter meinen Lieblingshelden der ukrainischen Vergangenheit sticht ein gewisser Giorgio da Leopoli heraus. Er nannte sich auch Jurij Drohobytsch, obwohl sein richtiger Name Jurij Donat-Kotermak war.

Jurij Donat-Kotermak, Vertreter der Renaissance, Dichter, Philosoph, Astronom und Astrologe, wurde in der Stadt Drohobytsch, unweit von Lwiw, geboren. Nach seinem Studium an der Jagiellonen-Universität (Krakau) blieb er dort als Dozent. Später arbeitete er an der ältesten Universität Europas – in Bologna. 1481 wurde er zum Rektor der Universität Bologna gewählt.

Im Februar 1483 veröffentlichte er in Rom in lateinischer Sprache das Buch „Prognostische Einschätzung des laufenden Jahres 1483“. Vermutlich handelte es sich dabei um das erste gedruckte Buch eines ukrainischen Autors.

127 Jahre später, im Jahr 1610, veröffentlichte ein anderer ukrainischer Denker, Schriftsteller, Philosoph und Theologe, Meletij Smotrizki, das polemische Werk „Klagelieder“. Er schrieb und publizierte seine Werke auf Polnisch.

Und schließlich, im Jahr 1722, wurde Hryhorij Skoworoda in der Ukraine geboren, der zum berühmtesten ukrainischen Mystiker und Philosophen, Dichter, Theologen und Autor philosophischer Abhandlungen wurde, wofür er den Beinamen „Sokrates“ erhielt. Hryhorij Skoworoda schrieb auf Altukrainisch, Kirchen-slawisch, im Slobozhansky-Dialekt des Russischen und auf Lateinisch. Zu seinen Lebzeiten wurden diese Werke aufgrund von Zensur seitens der Kirche nicht veröffentlicht.

Auf einem so soliden Fundament ruhen die glorreichen ukrainischen Klassiker des 19. und 20. Jahrhunderts und die moderne Literatur, auch wenn viele zeitgenössische ukrainische AutorInnen eher sagen würden, dass es keine Verbindung zwischen ihren Werken und den Werken ihrer klassischen Vorgänger gibt.

Die heutige ukrainische Literatur wird vor allem durch eine neue Generation repräsentiert, die man getrost als „Kriegsgeneration“ bezeichnen kann. Diese Generation verdrängte mit ihrer Kreativität und ihrem überaus aktiven zivilen Engagement ältere SchriftstellerInnen aus der nationalen Literaturszene, die vor dem Hintergrund der postsowjetischen politischen, moralischen und wirtschaftlichen Krise den Leser erreichen, und die die Apathie des postsowjetischen Lesers mit ihrer Kreativität überwinden mussten. Ohne Jurij Andruchowytsch, Oksana Sabuschko, Maria Matios und andere aus dieser Generation wäre es für die neue Generation ukrainischer SchriftstellerInnen schwierig, ein eigenes Publikum zu finden.

Aber in der Ukraine, wie in jedem anderen Land, in dem viel gelesen wird, entwickelt sich die Literatur unvorhersehbar und dynamisch. Darüber hinaus spüren die SchriftstellerInnen seit 2014, seit dem Ausbruch des russisch-ukrainischen Krieges, ihre eigene Verantwortung für die Zukunft des Landes, für die Zukunft ihrer Leser und sind gleichzeitig zu Chronisten, Zeugen, Teilnehmern und Richtern der stattfindenden und das Leben in der Ukraine beeinflussenden Ereignisse geworden.

Die ukrainische Militärprosa, Dokumentarfilme miteingeschlossen, die in der Regel von Kriegsveteranen und Freiwilligen geschaffen wird, ist zum am weitesten verbreiteten Genre geworden; dennoch hat die Mainstream-Literatur ihre Energie nicht verloren und lädt den Leser weiterhin ein, ihren eigenen Platz im Kontext der ukrainischen Gegenwart und im Kontext der ukrainischen Geschichte zu verstehen und zu analysieren. Und natürlich gibt es in dem andauernden Krieg auch Werke, die nicht dem Krieg gewidmet sind. Denn dieser Krieg hat das Schicksal eines jeden Menschen in der Ukraine beeinflusst und berührt daher das Schicksal jeder ukrainischen literarischen Figur.

Keine der in diesem Buch vorgestellten Autorinnen schreibt „Militärprosa“. Sie schreiben über das Leben, wie es in unserem Land gegenwärtig ist. Die Prosa von Haska Shyyan und Eugenia Kuznetsova reflektiert unsere Realität, erzählt von unseren Träumen und Problemen, von Lebensfragen, die wir nicht laut aussprechen wollen, die aber dennoch gelöst werden müssen.

Haska Shyyan betrat die ukrainische Literatur mit ihrem Roman „Hinter dem Rücken“, für den sie 2019 mit dem Literaturpreis der Europäischen Union ausgezeichnet wurde. Dieser Roman hat in ukrainischen Literaturkreisen viele Diskussionen ausgelöst, gerade wegen der schmerzhaften Fragen, die die Hauptfigur des Werkes, die junge Lwiwerin Marta, für sich selbst zu lösen versucht. Es ist die Frage nach künstlichem und aufrichtigem Patriotismus, die Frage nach der eigenen Beteiligung/Nichtbeteiligung am Schicksal des

Landes während des Krieges, und die Fragen der Toleranz und der Aggression, des Diktats und der Freiheit, den eigenen Weg zu gehen. Jetzt, da Millionen ukrainischer Geflüchteter nach Europa gezogen sind, hat der Roman „Hinter dem Rücken“ eine noch größere gesellschaftliche Relevanz erhalten.

Das Hauptthema von Eugenia Kuznetsovas Fiktion ist „Heim“ in den verschiedenen Bedeutungen und Schattierungen dieses Wortes. Heim als Gemeinschaft, als Stätte, oder Heim als Zuflucht, als Unterschlupf. Eugenia hat in ihrem Roman „Frag Miechka“ ein glückliches „Heim“ geschaffen.

Ein erzwungenes Zusammenleben ganz unterschiedlicher Verwandter im selben Haus in ihrer eigenen Lebenseinstellung und ihren eigenen Prinzipien ist Thema und Handlung ihres neuesten Romans „Die Leiter“. Die in diesem Werk beschriebene Situation ist ebenfalls durch den russisch-ukrainischen Krieg bedingt. Geflüchtete Verwandte kommen zur Hauptfigur, dem jungen IT-Spezialisten Tolik, der am Vorabend des Krieges nach Spanien ausgewandert ist, und sofort wird ein gerade noch geräumiges dreistöckiges Haus ungemütlich und zu klein für seinen Besitzer. Das ist ein Roman über das eigene Territorium, über Koexistenz, über Toleranz.

Eugenia Kuznetsova zeichnet sich durch ihre Fähigkeit aus, komplexe und sogar dramatische Situationen mit Ironie und Wohlwollen zu beschreiben. Das ist ihr Markenzeichen.

Die ukrainische Literatur durchläuft derzeit eine dramatische, aber sehr aktive Phase. Neue Buchläden

werden eröffnet, und SchriftstellerInnen, die Militärs geworden sind, schreiben auch während des Krieges weiterhin Romane. Zu denen, auf die ich zu achten raten würde, gehören Markijan Kamysch, Sofia Andruchowytsh, Artem Tschapai, Kateryna Michalizyna, Oleksandr Miched und Artem Tschech. Ihre Bücher sind in viele Sprachen übersetzt. Sie bilden zusammen mit Haska Shyyan und Evgenia Kuznetsova, die in dieser Ausgabe vorgestellt werden, die literarische Welt der modernen Ukraine. Eine Welt, die für ausländische Leser offen ist und die ihnen hilft, die Ukraine, ihre Geschichte und ihre Gegenwart besser zu verstehen.

Übersetzt von Michael Pietrucha

Euro Morgana

Haska Shyyan

Der Sommer 1989 war eine Art Seilbahn, die unten an Lenins voranweisendem Arm befestigt war und sich oben im Höhennebel verlor.

Im Mai noch die Aufnahme bei den Pionieren. Alles fühlte sich bereits irgendwie gezwungen und ein bisschen fehl am Platz an, doch die Rituale wurden eingehalten: Wir banden uns Halstücher um und ließen uns vor dem Denkmal für den Anführer der Oktoberrevolution fotografieren. Dieser wandte dem Opernhaus von Lwiw seinen Rücken zu – inzwischen rief solcherlei Respektlosigkeit ganz offene Empörung hervor. Nicht, dass Lenin mich persönlich jemals wirklich gekümmert hätte, kleinwüchsig wie er war, mit Sprachfehler und Käppi – ich war höchstens genervt von seiner ewigen Anwesenheit und der übertriebenen Ehrerbietung, die er in all seinen Gestalten abbekam, im Profil, von vorne, als Opa mit Glatze oder als Büblein mit Engelslocken, das fast wie ein kleiner Cupido aussah. „Lenin hier, Lenin da – reicht das jetzt nicht mal?“, so dachte ich mir.

Die einzigen sowjetoffiziösen Ereignisse, die meine kindliche Aufmerksamkeit wirklich auf sich ziehen konnten, waren die Beerdigungen der zwei Parteichefs vor Gorbatschow gewesen. Dafür hatte man bei uns wie in allen Städten der Sowjetunion einen großen Trauerzug aufgestellt, und der schaute sich aus mei-

nem Fenster wie ein Wanderzirkus an, der Traurigkeit spielte – vor allem aber musste ich nicht in den Kindergarten, denn alle bekamen trauerfrei.

GOODBYE LENIN

Back to school collection 1989



Im Sommer 1989 veränderte sich dann alles radikal. Keine Ahnung, warum. Bis zum vollständigen Zusammenbruch der Sowjetunion waren es noch zwei Jahre, die Berliner Mauer stand auch noch ziemlich stabil, obwohl sie vielleicht schon tektonische Stöße von irgendwo aus der Tiefe erahnen konnte. Als wir aber am 1. September 1989 in die Schule zurückkamen, da waren die Leninporträts von ihren Ehrenplätzen über den Tafeln verschwunden – man hatte sie schlicht nach dem Wändestreichen sehr vorsichtig und ein bisschen heimlich nicht wieder aufgehängt, von ihnen blieben also nicht einmal blasse Quadrate zurück, nur ein paar verräterische Nägel, an die man Schewtschenko, Jesus Christus oder so eine Uhr mit dem Nesquik-Hasen hängte, wie sie gerade von Werbeleuten überall an den Schulen verteilt wurden.

Möglicherweise waren für diese beschleunigte Dekommunisierung hauptsächlich die amerikanischen Schüler verantwortlich, die auf Austausch zu uns in die Schule kommen sollten. Die mussten auch keine Schuluniformen tragen, ganz im Gegenteil – die trugen Jeans! Was ja das Symbol schlechthin für die Verdorbenheit des Westens und all seine Versuchungen war. Und selbst das reichte ihnen nicht. Damals

mussten bei uns noch alle mit Tintenfüllern schreiben, und eine von den Amerikanerinnen, unvertraut mit derlei Old-School-Devices, die ja ganz nebenbei inzwischen wieder voll im Trend sind, wusch einen zufällig entstandenen Klecks nicht aus ihrer Jeans, sondern kleckste sie lieber vollständig ein. Zu ihrer Verteidigung konnte man höchstens vorbringen, dass es in Lwiw damals Wasser nur zu bestimmten Uhrzeiten gab – von sechs bis neun Uhr morgens und von sechs bis neun Uhr abends. Waschmaschinen mit Schleuderfunktion waren für uns ohnehin noch so etwas wie ein Raumschiff, pure Filmfantastik.

Aus diesem Tintenfüllermanifest sprach eine nie verspürte und nie bezeugte Dreistigkeit, es säte die Samen einer um sich greifenden Jugendrevolte – der Aufstand gegen die Form wurde allgemein, jeden Tag mutiger kombinierten wir neu, was sich in den elterlichen Garderoben auftreiben ließ und entfernten uns Schritt für Schritt vom alten Kanon aus weißbeschürzten braunen Kleidchen und groben Jacketts. Pionierhalstücher waren schnell sowas von gestern. Interessanterweise nahmen Lehrer und Schulleitung all das einfach so hin, ohne Widerstand, sogar ohne jedes tadelnde Wort – anscheinend warteten sie ebenfalls auf die Freiheitswelle, die kommen und auch sie mitreißen würde, weg von dieser Welt, die sie in ihren Träumen doch schon so lange verlassen wollten, so müde waren sie vom alten Leben. Schwer zu sagen, was mehr Erschöpfung hervorrief, die allumfassende Beschwerlichkeit des Alltags mit dem abendlichen Schlange stehen für das Allernötigste oder das grundlegende

Misstrauen untereinander, die Lügen des Systems – auf jeden Fall hatte die Unerträglichkeit eines durchschnittlichen Sowjetlebens für die absolute Mehrheit einen kritischen Punkt erreicht, ganz unabhängig von Alter und Beruf.

In jenem Sommer kam uns, wie bereits die paar Sommer vorher, eine Schulkameradin meiner Mutter besuchen, die schon fast zehn Jahre in der DDR lebte. Sie und ihr Mann hatten so einen tollen Wohnwagen, den sie an ihren orangefarbenen Wartburg hängten, wenn sie sich auf die lange Reise über mehrere Grenzen zu uns machten. Den Wagen hatten sie sich in erster Linie eben wegen der Grenzen angeschafft, an denen man gerne mal ein bis zwei Tage festhing: So konnte ihre fünfjährige Tochter da komfortabel ausschlafen. Sie parkten ihn dann in unserem sicher verschlossenen Hof, wo mir die schneeweiße Kapsel, in der sich alles fand, was man zum Leben brauchte, wie ein ideales Versteck vor unseren schweren Zeiten vorkam, wie ein Shuttle oder sogar ein Portal, geradewegs in ein besseres Leben.

Die Möglichkeit solcher Wunder bestätigte mir unter anderem, dass man aus der hübschen kleinen Tür des Wagens hin und wieder Wrigley's-Kaugummis oder Milka-Schokolade bekommen konnte – wie aus einer echten Schatztruhe. Als Kind reichte mir das vollkommen, um umstandslos daran zu glauben, dass an Orten, wo man solche makellosen Häuser auf Rädern bauen konnte, die Welt schöner sein musste und niemand aus dem Mund stank. Zur weiteren Bekräftigung dienten die

OTTO-Kataloge, die uns zum Anschauen mitgebracht wurden – bestellen ging natürlich nicht. Trotzdem waren das die besten Geschenke – ich erinnere mich heute noch an den Geruch ihrer Seiten, an die identischen Klamottenmodelle in acht verschiedenen Farben (zum Verrücktwerden!) und an die Seiten mit der Spitzenunterwäsche und den Brustmassagegeräten – die rissen wir manchmal heraus, wenn wir den Katalog für ein paar Tage jemandem zum Schmökern ausliehen.

Damals wurde bereits ziemlich eifrig eine Wiedervereinigung Deutschlands diskutiert und ich erinnere mich daran, wie unsere Freunde in diesem Zuge einmal zu schwadronieren begannen, dass es ihnen schwer falle zu verstehen, warum sich die Sowjetrepubliken von Moskau abspalten wollten, wo Europa sich doch gerade darum bemühte, alle Grenzen abzubauen. So eine Frage konnte wohl nur jemandem in den Kopf kommen, der nicht selbst Opfer der jahrhundertlangen toxischen imperialen Praktiken Russlands war. Wirklich, die Antwort war ganz einfach: Wir wollten uns doch auch mit Europa vereinigen, aber dafür mussten wir erst einmal selbst frei werden.

Schließlich, als sich die Grenzen tatsächlich öffneten und die Verlockungen der westlichen Welt greifbar nah erschienen, da machte sich mein Opa eines Tages mit seinem gelben Lada zu einer ganz besonderen Europareise auf. Damals war die Mauer bereits gefallen und man konnte nicht nur bis zu den Museen Dresdens, sondern eben auch bis zu den Elektrofachgeschäften Westberlins kommen. Dort kaufte er sich für einen gewichtigen Teil seiner von Rubeln in deut-

sche Mark gewechselten Ersparnisse einen Videorekorder. Schon dessen Verpackung beeindruckte uns: galoppierende Elefanten und Giraffen in der Savanne.

Nach mehreren erfolglosen Versuchen, den Rekorder an unseren Fernseher anzuschließen, verblieb er dann auch in dieser Verpackung, und mir scheint immer noch, dass die Elefanten eines Tages wie bei Jumanji aus der Abstellkammer meiner Oma ausbrechen werden. Vielleicht ist es aber inzwischen doch Zeit, die wundersame Schachtel Mitgliedern unserer neuen Generation von Old-School-Fans zu überantworten, die damit das heimische Videoarchiv durchschauen wollen, angefangen mit dem dreistündigen Hochzeitsfilm der Eltern auf VHS (auf Instagram versucht man ja heutzutage gewissenhaft den Effekt solcher Aufnahmen zu imitieren, inklusive Gewackel und Bildrauschen). Außerdem würde es sich wohl lohnen, auf dem Gerät „Good Bye, Lenin!“ oder „Das Leben der Anderen“ zu schauen – so eine Aufführungspraxis gäbe ganz filigran Zeugnis von der Geschichte. Man könnte dabei sogar die Atmosphäre von illegalen Videosalons wiederaufleben lassen – also von jenem Business, das dem Erfolg einiger wohlbekannter ukrainischer Politiker und sehr vieler unserer Groß- und Kleinunternehmer den Grundstein legte.

In jener Zeit verfolgte ich mit Kinderaugen und -ohren, wie sich entfaltete, was man nationalen Befreiungskampf, Zerfall eines Imperiums oder Dekolonisierung nennen mag. Die Revolution auf Granit – also der Hungerstreik von Studenten auf dem Kyjiwer Platz der Oktoberrevolution, der damals noch nicht Majdan

Nesaleschnosti hieß. Die Kette der Einheit mit ihrer für prädigitale Zeiten unglaublichen Geschlossenheit und Koordination, als ungeachtet des Januarwetters hunderttausende Menschen Hand in Hand eine Kette von fast fünfhundert Kilometern Länge bildeten, die von West nach Ost einen gewaltigen Teil des Landes vereinte. Irgendwo in unseren Familionalben liegt eine unscharfe Schwarzweißaufnahme meiner Eltern versteckt, aus der sich nachfühlen lässt, wie sehr ihre Füße gefroren haben mussten, in unpassendem Schuhwerk auf dem werweißwievielten Kilometer der Kyjiwer Autobahn irgendwo Höhe Schytomyr.

Die Aktionskunst jener Tage war das Manifest einer noch nicht von der Monetarisierung infizierten Schaffenskraft. In einer Zeit, in der Geld schlicht nicht existierte, da musste man ohne es etwas kreieren – nicht um seiner willen. Im Ergebnis sah das vollkommen anders aus als mit einem auf zwei Jahre im Voraus geplanten Budget. Manchmal endete das in einem Fiasko, viel öfter aber mit euphorischer, phantasmagorischer und absolut einzigartiger Energie. Mir ist erst heute richtig klar, wie glücklich ich mich über die Chance schätzen kann, mit zehn bis zwölf Jahren bei der Entstehung der kulturellen Strata einer neuen ukrainischen Literatur, Musik und Performancekunst dabei gewesen zu sein. Das Wywych-Festival, der Auftritt von Bu-Ba-Bu im Zirkus von Lwiw, die Aktion „Chrysler Imperial“ in der Oper, die Konzerte der ersten Zusammensetzung der Band Mertwyj Piwen im Kurbas-Theater, all das gehört zu den leuchtendsten Erinnerungen meiner Frühpubertät.



GOODBYE LENIN

Back to school collection 1989

F
E
D
C
B
A



Diese Namen und Bezeichnungen sagen nicht einmal in der Ukraine vielen Leuten etwas, konnten sie sich doch in unserem vom russischen Showbiz okkupierten Informationsraum nie zu einer Massenkultur auswachsen. Aber für die Eingeweihten fühlte es sich damals an, als würden wir – und sei es auch nur langsam und mit einer Nagelschere – das Seil kappen, mit dem man uns gegen unseren Willen an einem Eisbrecher ins arktische Meer und ins ewige Eis geschleppt hatte; wo wir uns doch eigentlich nur mit der warmen Strömung in die langersehnten Häfen Europas treiben lassen wollten. Eines Europas, das eine Luftspiegelung war, eine Fata Morgana – ein idealisierter Mythos aus Wohlstand, Gemütlichkeit und möblierten Interieurs, so wie in den Büchern, in den Filmen und Katalogen, als Gegengewicht zu unserem grauen, grimmigen Alltag, den die sowjetische Kommunalverwaltung zugeordnet hatte.

Lwiw, die Stadt meiner Jugend, schenkte mir dank seiner ausladenden Franz-Josephschen Architekturlandschaft ein paar bescheidene Illusionen bourgeoiser Verlockungen und formte meine Standards bezüglich europäischer Ästhetik. Die Routen aller meiner Reisen betrachtete ich immer in Ost-West-Koordinaten, auch wenn ich mich eigentlich nach Norden oder Süden bewegte: Politik schlug Klima. Die Überquerung der Westgrenze, die von uns ja eigentlich nur sechzig Kilometer entfernt lag, war Gegenstand sanft gehegter Träume, der Weg zu ihr bemaß sich in Dokumentenstapeln und Wochen der Visastrapazen.

Zum ersten Mal konnte ich die Pforte 1993 aufstoßen. Unter den Bedingungen des gerade stattfindenden finanziellen Kollapses unseres gesamten Staates, wo meine Eltern monatelang kein Gehalt bekamen, kam mir das absolut wie ein Wunder vor. Mit einer Schülergruppe schnitten wir einmal quer durch Europa und setzten uns in Belgien auf ein Schiff nach England. Weil wir unterwegs nicht wirklich viel zu sehen bekamen, bemaß ich den Wohlstand der Länder, durch die wir kamen, am Zustand der Tankstellentoiletten – wenn es da duftete und aus den Hähnen warmes Wasser kam, dann erfüllte mich das Gefühl, in eine bessere Welt eingetreten zu sein. Noch viele Jahre assoziierte ich die westliche Welt mit dem stickigen Geruch von Fast-Food-Lokalen, die bei uns erst fünfzehn Jahre später auftauchten (und wir verstanden nicht, dass das kein großer Grund zur Freude war).

Bei meiner Rückkehr einen Monat später hatte ich das Gefühl, mich komplett verändert zu haben: bis obenhin mit Coca-Cola und Orangensaft gefüllt, in Klamotten, wie sie bei europäischen Teenagern in Mode waren, und mit dem Traum von einem Paar Dr.-Martens-Stiefeln, der sich dank der übermenschlichen Bemühungen meiner Eltern zu meinem vierzehnten Geburtstag erfüllen sollte. Wenn ich in meinen Docs



über das Pflaster von Lwiw schritt, fühlte ich mich fast wie in Wien oder in Prag – also wie in den Ansichtskartensammlungen, anhand derer ich mir eine naive jugendliche Vorstellung darüber herausgebildet hatte, wo Europa am europäischsten war.

Solche naiven Vorstellungen hatte nicht nur ich. Als sich in Läden und Lokalen das Sortiment durch den einsetzenden Import zu vervielfältigen begann, wurde das Präfix „Euro-“ zum Qualitätsmarker – selbst wenn etwas eigentlich aus China oder der Türkei kam. „Euro-“ nannten wir damals alles Mögliche: Wohnungseinrichtungen (die, wie sich bald herausstellte, nichts mit Wohnungen in Paris oder Stockholm gemeinsam hatten), Waschsalons, Rollrasen, Basare... Wenn man zu verstehen geben wollte, dass irgendetwas irgendwie frisch renoviert, mit Unmengen weißer Farbe vollgekleistert, mit weißen Leisten verkleidet und mit Alabasterlöwen verziert war – dann reichte dafür die Vorsilbe „Euro-“. Meine Intuition sagte mir, dass es sich hierbei um eine Begriffsverfälschung handeln musste. Und die Logik fügte hinzu: Wenn du verstehen willst, was es mit diesem „Euro“ auf sich hat, musst du selbst hinfahren und nachschauen.

Bereits damals entwickelte ich einen allgemeingültigen Satz: „Warum nach Mariupol fahren, wenn es doch Barcelona gibt!“. Genau auf diese Weise lernten auch meine Zufallsbekanntschaften in Barcelona das Wort „Mariupol“ – lange, bevor dann die ganze Welt von ihm erfuhr, wie das ja nun mit ukrainischen Toponymen aus meist traurigen Gründen der Fall ist. Ich

selbst hätte damals Mariupol auf keiner Karte zeigen können, ganz im Gegensatz zu Barcelona. In Barcelona gab es Vicky und Cristina, in Mariupol nur die Kleine Vera.

Die Kleine Vera – das war die Hauptfigur eines Films aus den letzten Sowjetjahren, in dem der Regisseur sich bereits gar keine Mühe mehr gab, die Realität zu beschönigen und sich sogar einen derartigen Bruch mit der Moral erlaubte wie die erste Sexszene in einem sowjetischen Kinofilm. Aber dieser Sex war gar kein Sex, und die Kleine Vera fand ich unangenehm, ekelig sogar; besonders graute mir vor der Konservendose auf dem Nachttisch neben dem Federrostbett, das Vera reitend durchrüttelte – in einem Manifest gegen die Missionarsstellung. Veras Brüste hingen spitz nach unten, und sie war tatsächlich bereit, inmitten von alledem ein „Kindlein“ zu wollen. Ich spürte den metallisch-fischigen Geruch von Sardellen mit Tomatensauce in meiner Nase. Die Sardellen in Barcelona rochen nie so, sogar, wenn man sie mit Tomaten auf ein Brot legte. In Barcelona spielten die Kinder auf der Straße mit Wasser aus antiken Pumpbrunnen, mit Wasser, das man gefahrlos trinken konnte – und in Mariupol versuchte ein französisches Programm zur Revitalisierung der Wasserversorgung auch im Jahr 2020-plus-x noch, fließendes Trinkwasser zur Verfügung zu stellen. Erfolglos. Und dann besetzten die Russen die Stadt.

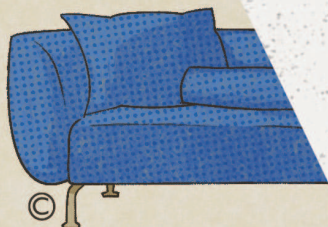
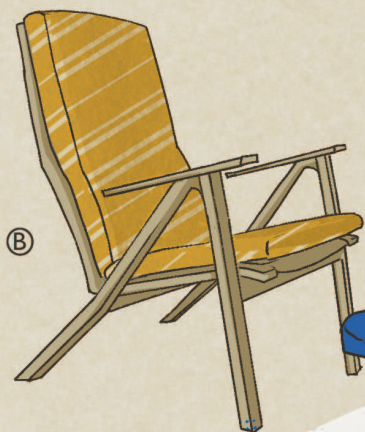
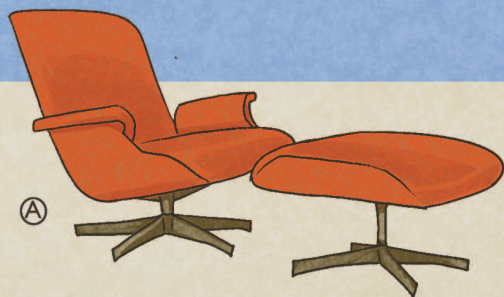
Aber damals war es zur Okkupation noch lange hin, genau wie zu der Erkenntnis, dass die Gaudischen Bögen länger halten würden als die Asow-Stahlfabrik. Und auch zu der schockierenden Erkenntnis, dass der

Bannspruch „Nie wieder“ nicht funktionierte, waren es noch zehn sorglose Jahre, während derer wir glaubten: Die erste Generation zukünftiger, glücklicher Rentner, das sind wir – also solche, die sich zum Mittagessen ein Sektchen auf Plätzen und Terrassen gönnen, die regelmäßig Tennis spielen und die sich selbst schön finden. Dieses Phänomen war mir auf meinen Reisen besonders aufgefallen, es vereinte ganz unterschiedliche europäische Länder. Immer, wenn ich solche Opas und Omas sah, wollte ich ihr Euroalter zu uns importieren.

Irgendwann Anfang der Zweitausender wurde Krakau zum Portal für unsere Feldforschungen über das Euroleben: zunächst selbst als Reiseziel, dann aber, als Polen 2007 in den Schengenraum eintrat, als Transithub – von dort flogen die nächsten für uns erreichbaren Billigflieger. Um nach Krakau zu kommen, musste man die ukrainisch-polnische Grenze überqueren. Wir wussten alles darüber, wie man die verschiedenen Grenzkontrollpunkte manövrieren musste. Und beobachteten bei Gelegenheit die gewitzten Einfälle der Schmuggler aus den grenznahen Dörfern. Die brachten Alkohol und Tabak nach Europa und kamen dann mit verschiedenen Waren für das Kleinunternehmertum zurück.

Persönlich fand ich ein Paar von Zwillingbrüdern am tollsten, die sich den Effekt aus dem Märchen vom Hasen und dem Igel zunutze machten, einer war für die ukrainische, einer für die polnische Seite verantwortlich, und so brachten sie koordiniert Schmuggelware über die Fußgängergrenze. Die Grenzanwohner

TAKE A REST YOU DESERVE



ЄВРОРЕМОНТ

- гіпсокартон
- електрика
- плитка
- опалення
- стяжка
- штукатурка
- шпаклівка
- натяжна стел

+380

€

schleppten wie die Ameisen aus der europäischen Freihandelszone Autoreifen, Fleisch, Slipeinlagen, Haushaltsgeräte, Zwiebeln, Haushaltschemie, Pullover und manchmal ganze Lastwagenladungen von Schuhen oder sogar Rennrädern auf ihre ukrainischen Gehöfte, von wo sie dann von Bäuerinnen mit bunten Kopftüchern eins nach dem anderen weggeschafft wurden. Lauter solcher Kram sammelte sich auch bei den Brüdern ganz offen auf dem Hof, lag da einfach inmitten des Bauernhofdrecks, und dazwischen liefen Puten und einer der Hausherren herum, und er fächerte sich mit einem Bündel kleiner speckiger Geldscheine Luft zu und ließ die Schlüssel zu einem alten Auto um seinen Zeigefinger kreisen.

Einmal nahmen sie mich mit „nach drüben – ist schneller so“. In ihrem Mercedes Sprinter war symbolisch ein Picknick ausgebreitet: Cognac, eine angebrochene Schokoladentafel, junge Gurken und Tomaten. Der Fahrer nahm einen Schluck aus der Pulle, stieg dann aufs Gas und fuhr einfach an der ewiglangen Schlange vor der Grenze vorbei; auf seinem Schoß saß ein fünfjähriger Junge und drehte das Lenkrad. Außer dem Jungen rauchten alle. Eine Grenzpolizistin kam uns wütend entgegengestürmt, stellte sich dann aber als Klassenkameradin des Fahrers heraus, darum bleckte er seine Goldzähne und bot ihr durch das Fenster vom Cognac und der Schokolade an. Sie schüttelte uns gespielt zornig die Fäuste nach, und schon ganz bald, nachdem wir auch die polnische Zollkontrolle erfolgreich geschafft hatten, waren wir an einem gelben Rapsfeld mit einem „Zu verkaufen“-Schild davor

angekommen. Der Fahrer und sein Partner zogen von unter der Sprinter-Verkleidung eine Stange Zigaretten nach der anderen hervor und übergaben sie an den Fahrer eines Kleinwagens, keine Ahnung, wo der jetzt herkam – vor seinem erneuten Verschwinden brachte der mich auf jeden Fall noch zum Bahnhof der Stadt Przemyśl.

Ich hatte nie so eine Rubbelkarte, auf der ich meine Reisen hätte abstecken können, und doch entwickelte sich mein Wissen über Europa und die Europäer dynamisch – und ein aktuelles Schengenvisum bereitete mir mehr Sorgen als so etwas wie regelmäßige Arztbesuche. Einmal fragte mich auf so einer internationalen Studentenparty jemand ganz unschuldig: „Schengen? Was soll das denn sein, Schengen?“ – Da konnte ich im ersten Moment meinen Neid auf die ihm gegebene Möglichkeit kaum unterdrücken, einfach so durch Europa zu reisen, ohne dabei die Grenzen zu bemerken, ohne vorher stapelweise Dokumente sammeln zu müssen, die bewiesen, dass während deines Kurzbesuchs in Europa jemand für dich bürgte und dass du gleichzeitig genug in der Ukraine verwurzelt warst, um auch ja wieder dorthin zurückzukehren.

Erst später fand man in Polen anscheinend heraus, dass sich die Besuche dieser Ukrainer ziemlich gut auf das wirtschaftliche Klima auswirkten – die großen Einzelhandelsketten hatten es noch nicht zu uns geschafft, und das Gespenst aus dem OTTO-Katalog flüsterte weiter, dass jenseits der Grenze alles besser war und dass doch ein jeder und eine jede einen Ikea-Schrank verdient habe. Wenn in der zeitgenössischen

europäischen Literatur das Kaufen von ein paar billigen skandinavischen Möbeln als Metapher für den Übergang einer Beziehung in ihr langweiliges Stadium gelten mochte, da geht es in ukrainischen Texten der gleichen Zeit in solchen Szenen eher um die geteilte Euphorie über die Austreibung des verhassten sowjetischen Alltags. Um Euphorien dieser Art leichter zugänglich für das einfache Volk zu machen, etablierte Polen das Format von Shopping-Visa, in dessen Rahmen eine ganze Industrie von Visazentren die Tore öffnete, mithilfe derer man neben den Konsumbedürfnissen auch noch viele weitere befriedigen konnte: Museen, Seebäder, das Schließen neuer Bekanntschaften, das Wiedersehen mit alten. Und obwohl es mit der Visafreiheit für die Ukraine noch bis ins Jahr 2017 dauern sollte, wurden so Reisen bereits ab 2011 deutlich leichter realisierbar – wenn auch nur für die Bewohner bestimmter westukrainischer Gebiete. Das erste Shopping-Visum gab es immer für eine Woche, von dieser ersten Reise musste man einen überzeugenden Kassenzettel mitbringen, dann gab es das nächste Visum, dieses bereits für ein halbes Jahr. Dadurch wurde der halblegale Handel nur gestärkt: Ikea-Produkte wurden jetzt dank unternehmerisch veranlagter Ukrainer aus der Grenzregion richtig leicht verfügbar, ganze erfolgrei-



che Firmen wurden begründet, die Wohnungen von Tscherniwzi bis Donezk mit solchen Möbeln ausstatteten.

Trotzdem blieb die Grenze das wesentliche Hindernis für schnelle Fluchten und spontane Bekanntschaften. Ihr Maß waren die in der Schlange verbrachten Stunden, alles glich immer einer Lotterie. Einmal gabelten meine Schwester und ich auf dem Heimweg zwei deutsche Trampler auf, die gerne die Ukraine kennenlernen wollten, die waren dann zuerst einmal tief beeindruckt, dass man an einer Grenze mehr als zwanzig Minuten zubringen konnte, und dann stellte sich noch heraus, dass sie gar keine Reisepässe besaßen, nur Personalausweise, sie mussten sich also mit dem Besuch Polens begnügen. Im Anschluss ging es mit der Grenze vergleichsweise schnell, wir vertrieben uns die Zeit damit, dass wir anstelle der Trampler für den Kleinunternehmer aus dem Nachbarauto zwei Thuja-Bäume mit rüber nahmen – anscheinend durfte man pro Person nicht mehr als einen Thuja-Baum in die Ukraine einführen.

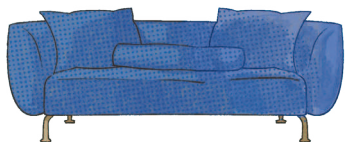
Ein andermal hatte ich weniger Glück – eine ganz genaue polnische Grenzbeamtin hatte entdeckt, dass ihr österreichischer Kollege am Wiener Flughafen ein halbes Jahr zuvor weniger genau bei der Arbeit gewesen war und mir keinen Stempel für die Ausreise aus dem Schengenraum gesetzt hatte. Dementsprechend musste ich, die gemeingefährliche Gesetzesbrecherin, verhaftet werden. Zusammen mit zwei Grenzpolizisten, die eigentlich viel lieber ihren Film fertiggeschaut hätten, als auf die Mail mit meinen Boardingpässen

zu warten, brauchten wir ganze fünf Stunden, um den Beweis zu erbringen: Ich hatte Schengen jedes Mal, das ich eingereist war, auch wieder verlassen. Wo doch eigentlich der beste Beweis dafür schlicht darin lag, dass ich eben hier war, in diesem konkreten Büro, an diesem konkreten Grenzübergang. Mein Auto war ganz prototypisch beladen mit oben festgeschnallten Ikea-Schränken.

Wenn ich mal selbst nicht nach Europa fahren konnte, richtete ich mein Leben so ein, dass Europa zu mir kam. Couchsurfing ersetzte mir Erasmus und WGs irgendwo in Wien oder Berlin, die für mich zu meiner Studienzeit noch unerreichbar waren. Ich fixierte alle Unterschiede zwischen den Leuten, die bei mir unterkamen – und kam selbst in Wohnungen unter, die mir genau erklärten, wie und wofür ihre Besitzer und deren Vorgänger gelebt hatten. Einrichtungsdetails, Essen, Familiengeschichten, Fotografien, der Schmuck auf den Schminktischen – alles Teile eines europäischen Puzzles, das präzise abbildete und lesbar machte, wer darin wann und wie eine dominante Position gehabt hatte, von wo wann Einflüsse ausgingen, bei wem es historisch besser oder schlechter gelaufen war, wer sich an welchen Traumata abarbeitete, wer sich wofür schämte, sich aber eigentlich nicht schämte, obwohl er sich vielleicht eigentlich wirklich besser geschämt hätte.

Häufig schien es mir offensichtlich, dass das Überlebensrezept bestimmter Leute, mit denen ich ganz ungezwungen plauderte und trank, auf der Feigheit und Prinzipienlosigkeit ihrer Ahnengenerationen be-

TAKE A REST YOU DESERVE



ruhte – manchmal aber auch ganz gegensätzlich, als habe sich all das hier nur infolge von Mut, Durchsetzungskraft und Offenheit dem Neuen gegenüber entwickeln können. Europa war nie eindeutig, einheitlich, eiförmig – sondern immer eine Galerie verschiedenartiger Ge-

sichter, die oft auf gegensätzlichen Seiten der Geschichte standen, die sich aber trotzdem um einen gemeinschaftlichen Raum und ein Narrativ bemühten, das manchmal ganz greifbar schien, manchmal aber auch wie eine groteske Fata Morgana.

Für mich war das damals eine Zeit kurzer wie langanhaltender Freundschaften. Einmal machten meine Schwester und ich den Plan, uns mit dem Auto auf eine Reise zu begeben, aber nicht auf so eine wie unser Opa, der sich 1993 auf die Suche nach einem Videorekorder gemacht hatte: 2011 brauchten wir dergleichen nicht mehr. Wir begaben uns auf eine Art Europatournee, mit Besuchen bei all denjenigen, die einmal bei uns untergekommen waren. Da wäre in etwa eine Studentenclique aus Teschen, einer Kleinstadt, deren ganze Existenz sinnbildlich für die Geschichte der Teilungen und Vereinigungen Europas stehen könnte: Ihre zwei durch den Fluss Olsa getrennten Hälften liegen in unterschiedlichen Ländern – in Polen und Tschechien. Man schreibt ihren Namen auch jeweils anders: Auf Polnisch „Cieszyn“ und auf Tschechisch „Těšín“, klingen tut das aber fast gleich, die phonetischen Beson-

BON VOYAGE

ПОЛЬСЬКІ ВІЗИ

СТРАХУВАННЯ

ВІЗИ в ЧЕХІЮ
ЛІТВУ

ШЕНГЕН ЗА 3 дні

ШЕНГЕНСЬКІ ВІЗИ НА

США
КАНАДА
АНГЛІЯ



ВІЗИ
ЗАПРОШЕННЯ:

робочі 360/180
від Вовводи 360/360
бізнесові для шенген віз
підготовка всіх необхідних документів, страхування
Термінова реєстрація у візові центри

ПАСПОРТ УКРАЇНИ
PASSPORT UKRAINE





derheiten der beiden Sprachen mal ausgenommen. (Wenn ich mir anschau, wie slawische Sprachen, die das lateinische Alphabet benutzen, Laute wiedergeben, die einer englischen Schreibweise nicht darstellbar sind – Laute also, die unter anderem ein Gutteil meines Vor-

und Nachnamens ausmachen – dann werde ich traurig, dass ich mir diese Buchstaben mit ihren Schwänzchen und Schnäbelchen nicht einmal ausborgen kann.)

Ungeachtet dessen, dass es im Hinblick auf Drogen in Tschechien deutlich liberaler zugeht als in Polen, konnte man über die Grenze „Cieszyn-Těšín“ einfach spazieren, niemand wäre auch nur auf die Idee gekommen, fünf Stunden lang die Stempel in irgendeinem Reisepass zu zählen. So einen Luxus gab es bei uns nicht einmal, als die Ukraine und Polen gemeinsam Gastgeber der Euro 2012 wurden. Doch trotz der ätzenden Grenzüberquerungen ging es bei der gemeinsamen Ausrichtung der Europameisterschaft um gute Nachbarschaft und den offenen Umgang mit Gästen. Und nicht mit irgendwelchen Gästen, sondern mit Fußballfans! Außerdem wurden aus diesem Anlass neue Flughäfen eröffnet, und schon bald sollten wir unsere eigenen Billigflieger bekommen.

An einem der Spieltage machte ich auf dem Marktplatz in Lwiw ein Bild, dass ich bis heute für eines meiner besten Street-Fotos halte: Da küsst ein dänischer Fan – ein großer, blendend hübscher Jüngling

im Wikingerhelm – ein rundliches Tantchen auf die Wange, das in die Stadt gekommen war, um sich den ganzen Wahnsinn hier einmal selbst anzusehen. Das Tantchen schließt die Augen und leuchtet vor Glück. Der Jüngling ebenso. Um die Wahrheit zu sagen – seine Schönheit verdankt er vor allem der roten Schminke mit dem weißen Kreuz über das ganze Gesicht und dem entsprechend lackierten kleinen Finger, den er spielerisch ins Objektiv reckt; vielleicht wäre ohne das nicht ganz so eine Schönheit. Aber das tut der geteilten Freude keinen Abbruch.

Die Symbole des Turniers sind vielerorts zurückgeblieben: In Kyjiw steht auf der Truchaniw-Insel weiterhin diese lustige kleine Skulptur, die damals das Gelände des schwedischen Fanlagers markierte, andernorts schmücken immer noch größere und kleinere Ballattrappen städtische Zierbeete. Wenn ich auf eine davon stoße, kommt bei mir unweigerlich der Gedanke auf, wie es solchen Bällen wohl in Donezk ergangen sein mag. Ob das von Russland ernannte Okkupationsregime sie nach der Besetzung der Stadt 2014 hat vernichten lassen – als unerwünschte Symbole für Europa? Genau, wie es die Skulpturen aus jenem Zentrum für zeitgenössische Kunst namens „Isolation“ vernichten ließ, bevor das Zentrum selbst in ein Foltergefängnis für Ukrainer umgewandelt wurde? Ich war zwar nie in Donezk, aber ich wünsche mir, dass die Bälle bis zu seiner Befreiung durchhalten. Und dass auch der Flughafen, dessen neues Terminal nur von der Euro 2012 bis zum Jahr 2014 existieren durfte, als es in den Kämpfen zu Kriegsbeginn vollkommen zer-

stört wurde, ebenso wieder den Betrieb aufnimmt wie alle anderen Flughäfen der Ukraine.

Eine Freundin von mir, die gebürtig aus Luhansk kommt und jetzt in Berlin lebt, hat es in diesem kurzen Zeitraum zwischen 2012 und 2014 geschafft, ihre Eltern auf deren Traumreise nach Italien auszufliegen. Sie erinnert sich sehr gern daran, wie ihr Vater, ein einfacher Arbeiter, die Familie ganz kinematografisch mit dem alten Saporoschez zum Flughafen fuhr und unterwegs noch bei lauter Jugendfreunden vorbeischaute; wie er sich dann im Flughafen hinter das Steuer eines dort ausgestellten Porsche-Cabrios setzte; wie er schließlich in einem italienischen Kloster komplett ohne Übersetzung eine gemeinsame Sprache mit einem katholischen Mönch fand, als es ums Schnaps-



brennen ging. Noch vor Kriegsbeginn und der Okkupation auch ihrer Geburtsstadt im Jahr 2014 konnte meine Freundin, die selbst schon lange in Kyjiw lebte, ihre Eltern nach Irpin umsiedeln – ein Städtchen bei Kyjiw, dessen Existenz der Welt vielleicht für immer unbekannt geblieben wäre, hätte es nicht die großflächige Invasion 2022 und die Fotos von Leuten gegeben, die sich unter einer zerbombten Brücke versteckten. Also mussten die Eltern auch von da weggeschafft werden – diesmal befreite die ukrainische Armee ihre Heimat aber schneller, inzwischen konnten sie schon wieder dorthin zurückkehren.

Weniger als ein Jahr, bevor der Krieg begann, den in Europa niemand erwartet hatte – schließlich galt doch „Nie wieder!“ – wurde meine Tochter geboren, halb Ukrainerin, halb Französin, made in Budapest, born in Lviv, raised in Lviv, Kyiv, Brussels and Lviv again. Im November und Dezember 2013 beschloss ich dann, mit dem Baby ein bisschen Zeit in wärmeren Gefilden zu verbringen, und flog mit ihr nach Barcelona.

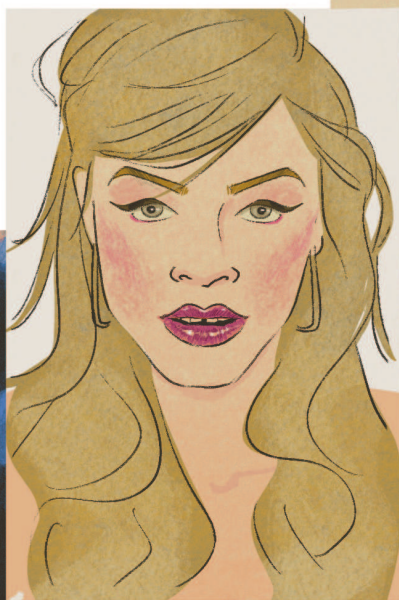
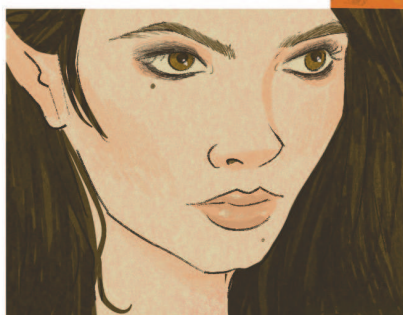
In Kyjiw nahm gerade der Euromaidan Schwung auf, und vielleicht hatte dessen erste Silbe, das „Euro“, sogar wirklich etwas mit Europa zu tun, war mit Sinn gefüllt, nicht nur billiges Makeup, nicht nur Zeuge von Geschmacklosigkeit. Alles begann mit einem Studentenprotest für die europäische Integration der Ukraine, den die Regierung auseinandertreiben ließ. Daraus wurde dann die Revolution der Würde – Revolutionen machen wir in der Ukraine alle zehn Jahre, um fertigzustellen, was beim letzten Mal nicht gelungen ist.

Wir schlenderten mit unserer Tochter den Stadtstrand von Barcelona entlang, der Kinderwagen schwergängig im kaltnassen Sand, das Kind versuchte zum ersten Mal, das Meer zu berühren. Ihr Vater bekam eine Nachricht, dass man in Kyjiw das Lenindenkmal gestürzt habe, das Dekommunisierungsintervall zwischen meiner Schulzeit und dem Zentrum der Hauptstadt betrug also 26 Jahre. Sich von Idolen zu befreien ist keine einfache Aufgabe, besonders, wenn vollkommen unklar ist, was denn den leeren physischen und geistigen Raum füllen soll. Die Dekommunisierung nahm manchmal ganz sinnvolle, künstlerische, manchmal aber auch chimärische, leere Formen an. Revolutionsführerstatuen wurden in Hetman- und Kosakenkleider gesteckt oder gleich zu Schewtschenkos oder Olympiasiegern umgeschmolzen. Vergoldet, zertrümmert, gelb-blau bemalt, geköpft, mit dem Kopf im Morast, mit Graffiti vollgeschmiert, wurden sie zum Material politischer Manifeste, zu Museumsstücken oder Recyclingrohstoffen, wurden in Intrigen und Detektivgeschichten verwickelt, blieben verlassen und aufgegeben in Wäldern und auf Müllkippen zurück.

Oft fand der auf den Müllhaufen der Geschichte gekippte Revolutionsführer als Gartenzwerg oder als Regenrinnenstütze Verwendung – und nur viel seltener als dekorative Skulptur in Cafés oder Wohnungen. Die Geschichte des Leninkopfes vom Bessarabischen Markt in Kyjiw endete aber



Makeup *trends* 2014



genau so – der wurde erst zu Boden getreten und dann zu einer Installation in Spinnenform, die heute in einer Kyjiwer Politikerwohnung steht. Der Implementierer des Kommunismus, der vor hundert Jahren entscheidend dazu beigetragen hatte, dass die Ukraine keine Staatlichkeit und keine eigenen Eliten ausbilden konnte, hat zu guter Letzt zumindest erhalten, was ihm zu steht.

Die Revolution der Würde war die erste der drei Revolutionen der Unabhängigkeitszeit (also nach der auf Granit und der Orangen), in deren Zuge friedliche Demonstranten getötet wurden. Das hatten bereits die Russen dirigiert, die dann auch ganz offen den Krieg begannen, obwohl ihre Propaganda alles dafür tat, damit noch acht Jahre lang, bis zur großflächigen Invasion, viele Leute glaubten, dass „die Russen damit doch nichts zu tun haben“.

Während meiner Schwangerschaft wäre ich niemals auf die Idee gekommen, dass ein Krieg den Hintergrund für die gesamte Kindheit meiner Tochter darstellen sollte. Zum Glück nicht unmittelbar, aber doch immer spürbar, egal, wo wir uns auch aufhielten. Einige dieser Kriegsjahre waren auch noch mit der Pandemie geteilt. Wobei ich als eher introvertierter Mensch, um ehrlich zu sein, diese Jahre vor allem als gemütlich und ruhig erinnere, auch wenn das vielleicht nicht ganz freiwillig war. Ich erinnere mich auch daran, wie es ganz zu Beginn der Pandemie hieß, dass sich der Virus auf kaltem Metall besonders wohl fühle, und wie ich mich da bei einem naiven, absurd formulierten Gedanken ertappte: Dann könnte man doch auch keine

Waffen mehr anfassen? Und dann könnte doch auch keiner mehr einfach so ein ziviles Flugzeug abschießen und 298 Menschen töten, die unvorsichtig genug gewesen waren, Tickets für einen Flug zu buchen, der ein Kriegsgebiet überquerte? Einen Krieg, den man damals nicht als Krieg bezeichnen und zwanghaft nicht bemerken wollte, als wäre das nur so ein unbedeutender territorial-ethnischer Zank. Klar, das war leichter so – für mich ja manchmal auch.

Meine Großmutter wurde im Jahr 1940 geboren, und meine ganze Kindheit über hatte ich den Gedanken, wie verrückt und unvorsichtig das doch war, während eines Krieges Kinder zu bekommen – und dementsprechend war nun auch ich bei weitem nicht sofort bereit, den Krieg zu erkennen und ihn beim Namen zu nennen. Sogar, als ich ein paar Wochen vor der großflächigen Invasion mit meiner Tochter „Wo ist Anne Frank“ schaute, konnte und wollte ich nicht den Gedanken zulassen, wie relevant diese Erfahrung bald für viele ukrainische Kinder werden würde. Wenig später musste ich dann anerkennen, dass es mit dem Luxus bedingungsloser Sorgenfreiheit für immer vorbei war, mit meinem Glauben an den unzerstörbaren Frieden in Europa.

Früher war alles Frieden, sogar, wenn man ihn nicht beim Namen nannte. Trauer war Frieden, Schlägereien und dumme Witze, Frust und Arroganz, Hass und Genervtheit, Prokrastination und Neurosen – all das waren Erscheinungsformen des Friedens. Genau wie Zahnarztbesuche, nicht bestandene Prüfungen, Urlaubsanträge, Liebeskummer, schwere Krankheiten,

unaufhaltsames Altern, natürlicher Tod, Szenen aus apokalyptischen Filmen und makabren Theaterstücken. Inzwischen, sogar, wenn ich mich wirklich darum bemühe, eine Art friedlichen Diskurs zu konstruieren, kann ich doch in Wahrheit allerhöchstens über den Nichtkrieg sprechen, also geht es im Endeffekt immer noch um den Krieg.

Jetzt war Lächeln Krieg, Strandspaziergänge waren Krieg, sexuelle Experimente und kulinarische Extravaganz, Müßiggang und Apathie – all das war ein großer Krieg. Wenn ich mir die Generation derjenigen anschau, die zwanzig Jahre jünger sind als ich, wird mir schwer ums Herz beim Gedanken daran, dass sie im Krieg Beziehungen und Ehen eingehen, im Krieg studieren und Karrieren planen, sich im Krieg zum Kinderkriegen entscheiden müssen. Die Hyperinflation der Neunziger, das wilde Wirtschaftsleben der Zweitausender – im Vergleich zu den Wahlmöglichkeiten und Entscheidungen, die heute vor einem stehen, war das wie im Freizeitpark. Bei jeder Hochzeit nimmt man das Risiko in Kauf, zur Witwe zu werden, und bei jeder Geburt ist es möglich, dass dein Kind als Waise aufwächst.

Die großflächige Invasion erwischte uns in Brüssel. Wir waren da im September 2021 nicht etwa deswegen gelandet, weil wir den Warnungen der amerikanischen Geheimdienste Glauben geschenkt hätten – ganz im Gegenteil, persönlich hatte ich mir sogar als Übersetzerin der Analysen internationaler Think Tanks größte Mühe gegeben, nur das zu glauben, was mir gefiel; also hatte ich in Gesprächen immer bekräftigt, dass es einen „großen Krieg“ nicht geben würde. Unser Leben

in der Ukraine bis dahin war wirklich komfortabel und ausgefüllt gewesen, wir wollten jetzt nur mal ein neues Umfeld ausprobieren, hatten eine kleine Reise durch Lateinamerika gemacht und uns dann entschieden, es mal mit dem Leben in der Hauptstadt Europas zu probieren. Ich war damals Anhängerin der Philosophie des „Home is where you are“, die aber, wie sich herausstellte, zu den Privilegien der Friedenzeit gehörte.

Der große Krieg trug mir zum ersten Mal in meinem Leben die akute Aufmerksamkeit vieler sehr unterschiedlicher Leute ein – von Eltern aus der Schule meiner Tochter, von Nachbarn und Zufallsbekanntschaften. Und zum ersten Mal in meinem Leben war diese Aufmerksamkeit nur auf mich gerichtet, weil ich Ukrainerin bin. In den ersten Wochen wurde die Welle aus Umarmungen voll bedingungslosen Rückhalts, aus Tränen voller Solidarität für mich zur Quelle von Kraft, als mein Körper, der weder Essen, noch Schlaf, noch Kaffee, noch Alkohol aufnehmen konnte, sich einzig mit Coca-Cola aufrechterhielt – also dem Symbol für unerreichbaren Wohlstand aus den Neunzigern. Aber neben dem Mitgefühl weckte der Krieg auch ein Interesse, auf das ich persönlich nicht vorbereitet war. Von Natur aus bin ich eher eskapistisch veranlagt, und auch mein Leben hat mich nicht auf Kämpfe und leidenschaftliche Reden vorbereitet, mir reichte doch schon die stille Freude darüber, dass zur Antwort darauf, dass ich aus der Ukraine komme, niemand mehr fragte, ob das irgendwo in Russland sei. Ich hatte immer gedacht, dass ich schreibe, um nicht sprechen zu müssen, doch jetzt trugen plötzlich alle meine Worte, unabhängig von

ihrer Form, die unerträgliche Last der Verantwortung. (Zum Beispiel musste ich bei der Arbeit an diesem Text große Mühen aufbringen, um aus Respekt vor den Regeln der Grammatik „Russland“ vorne groß zu schreiben: Das mag nur ohnmächtige Rache sein – doch der Finger will die Shift-Taste einfach nicht drücken.)

Ich verstand, dass mein Europamythos ein Sorglosigkeitsmythos war, der sich nun ganz schnell als Fata Morgana herausstellte. Irgendwann an einem Sonntag betrat ich um 12:15 Uhr den Picard-Markt auf der Rue Vanderkindere. Die dort angebotenen gefrorenen Fertigprodukte mit garantiert eingehaltener „cold chain“ waren eine der vielen Kleinigkeiten, wegen derer ich hier leben wollte. Ich hatte in Westeuropa immer das Gefühl, ein Loch aus meiner Jugend stopfen zu können. Mir hatte es an diesem Sonntagmorgen gefallen, die jungen Männer zu beobachten, die in sehr ordentlichen Straßenbahnen Papierbücher zu aktuellen Themen lasen, zu so etwas wie „Race, class, ethnicity, sexuality – when it became an issue“, und dann ein Pornofilmfestival zu besuchen, wo man sich dem Genre unter ganz neuen Gesichtspunkten widmete. Danach wollte ich noch schnell zu Picard, weil Tiefkühlessen für mich, trotz des großen Angebots an frischer und gesunder Ernährung, das mir Kyjiwer Hipsterlokale jeden Tag zur Verfügung gestellt hatten, anscheinend noch derselbe alte Fetisch, dieselbe unerfüllte Fantasie wie in den Neunzigern war. Also füllte ich meinen Korb mit gefrorenen Ragouts, Entenkeulen, Heidelbeerkuchen, kleinen Süßteilen und Tartes, und fühlte mich dabei wie die Mutter aus „La Boum

2“ (ein Film, der, wie ich herausgefunden hatte, in der späten Sowjetunion viel größeren Kultstatus genoss als in Frankreich). Als ich an der Kasse war, eilte ein Verkäufer durch den Ladenraum zu mir: Er pustete sich in die frierenden Hände und hüpfte auf einem Bein, das Gesicht eine Schmerzensgrimasse, die sehr gut in den Film aus meinem Kopf gepasst hätte.

„Sie haben sich wehgetan?“, fange ich einfühlsam ein Gespräch im Stil französischer Drehbücher an.

„Ja, aua, mein Knie“, hält er sich klagend an die Genreregeln.

„Nicht so schlimm, bald ist immerhin die Woche geschafft...“, spreche ich ihm gut zu, „ich hab’s auch geschafft – ich werde doch nicht verhungern“ – auf diese gewitzte Replik bin ich besonders stolz.

„Ich muss leider auch am Montag und am Dienstag arbeiten. Das ist mein Wochenende, das ist mein Leben...“, seufzt er weiter und, „aber wo kommen Sie denn her?“, wechselt das Thema.

„Aus der Ukraine“, sage ich quasi nebenbei, ganz entspannt, will gar keine große Aufmerksamkeit, will die Illusion meiner Rolle nicht brechen, scanne sorgfältig meinen Daumen für Apple Pay, damit es gleich klappt mit der Überweisung von Geld, das irgendwo auf einer Bank tief in einem aktiven Kriegsgebiet liegt. Die Transaktion geht durch, das kommt mir wie ein Wunder vor, ich habe wortwörtlich fast das Jenseits berührt.

„Coo-oo-ool...“, sagt er reflexhaft und beißt dabei das Stäbchen seines weichen frankophonen L entzwei.

Unser Small-Talk bricht irgendwo in seiner Kehle ab. Er fühlt sich komisch. Ich mich auch. Eine Freun-

din, eine ukrainische Filmregisseurin und Dichterin, die viel zu multinationalen Veranstaltungen fahren und da viele Big- und Small-Talks mit sehr unterschiedlichen Gesprächspartnern durchhalten muss, hat diesen Effekt in einem Gedicht das „Sargkostüm“ genannt. Weil, wenn du unter Leuten sagst, dass du aus der Ukraine kommst, dann fühlst du dich eben, als würde man dir das massive Kostüm einer Zeichentrickfigur überziehen – nur halt keinen SpongeBob und keinen großen Panda, sondern einen Sarg. Durchaus lustig, durchaus nett, aber erinnert halt ein bisschen stark an den Tod.

Mir ist schon klar, dass ich mir meine europäische Fata Morgana zum Großteil selbst geschaffen habe – sie ist mein ganz persönlicher Miniaturenpark „Europa“, und den will ich nicht verlieren. Bauteile dafür suche ich immer noch überall, zum Beispiel gab es da auf der Chaussée d’Alseberg ein kleines Geschäft, das sich als echte Entdeckung herausstellte. Dessen gesamtes Schaufenster war vollgestellt mit hübschen, kleinen, handlackierten Rennradfahrerfiguren – metallenen Reiterchen, die auf ihren dünnen Reifen über Bergwiesen ziehen wollten. Im Laden gab es noch mehr solcher Radler: in Fünfer- und Siebenerpackungen, dazu je eine Tüte mit bunten Glaskügelchen. Sie wurden, wie ich erfuhr, hier gefertigt. Hinter dem Verkaufsraum war ein kleines Atelier, da wurden sie natürlich von Hand bemalt. Ich war perplex bei dem Gedanken, wer bloß Rennradfahrerfiguren in solchen Mengen brauchen könnte. Dann trat der Ladenbesitzer zu mir, ein runder Glatzkopf jenseits der sechzig.

„Was machen Sie denn mit den ganzen Fahrradfahrern?“, fragte ich gerade heraus, konnte mich nicht zurückhalten.

„Oh! Na hören sie mal! Einen besseren Zeitvertreib gibt es auf der Welt nicht!“, antwortete er mir mit dem Enthusiasmus eines achtjährigen Jungen. „Sie brauchen eine Packung, dann gehen zum Meer, und dann stupsen Sie die Kugeln den Strand entlang. Sie werden mir nicht glauben, was die da für verrückte Bahnen ziehen, je nach Widerstand, nach Gelände und Wind. Wo eine Kugel liegenbleibt, dahin stellen Sie dann einen Radler – mit diesem Spiel werden Sie sich am Strand nie wieder langweilen, ich habe Freunde, mit denen spiele ich das seit der Kindheit.“

Er fragte mich nicht, woher ich komme. Und für eine Sekunde schien es mir, als wäre die frühere Welt wieder möglich. Ich stellte mir die Dünen eines Nordseestrandes vor, wo der Sand nie wirklich warm wird – da war es eine gute Strategie, Kügelchen und Rennradfahrern nachzulaufen, damit es einem vom Augustwind nicht kalt wurde. Diese Figuren, das waren ja quasi friedliche Zinnsoldaten, nur mit allen Armen und Beinen, mit einem dünnen Pinsel sorgfältig lackiert, genau hier, in dem kleinen Raum hinter der Glasscheibe...

„Und außerdem“, sagt er, „wenn Sie mal nicht zum Strand können zum Spielen, aber trotzdem große Lust haben, dann habe ich hier noch dieses Spielfeld, einsachtzig lang“, er rollt einen Teppich aus, „das habe ich selbst entworfen, es gibt verschiedene Hindernisse: Der Totenkopf heißt....“

Und da geht die ideale Welt kaputt. Ich denke natürlich an Minenfelder, denke an Kompanien todesmutiger Rennradfahrer, von denen ich manche beim Namen kenne, mit denen ich gemeinsame Erinnerungen teile, und sie werfen sich in den Kampf gegen russische Soldaten, vernichten sie mit bloßen Händen. Ich habe nie mit Zinnsoldaten gespielt, aber jetzt will ich es tun, auf windigen Dünen, mit Rennradfahrern, nur erzähle ich dem Erfinder des Spiels nichts von meinem Drehbuch, tue nur so, als würde ich zuhören, wie viele Züge zurück man machen und wie oft man aussetzen muss, wenn die Kugel auf dem Feld mit dem Totenkopf liegen bleibt. Und danke ihm in Gedanken dafür, dass er nicht gefragt hat, wo ich herkomme.

In einer dieser Brüsseler Nächte liegen meine Tochter und ich vor dem Einschlafen lange miteinander im Bett. Im Hintergrund spielt irgendeine dänische Indie-Band – die Musik schafft einen gemütlichen Kokon um uns. Ich stelle fest, dass meine Tochter einen ziemlich unerwarteten und reifen Musikgeschmack hat für so eine Neunjährige. Zum Fenster strömt unablässig Licht herein – wenn mich jemand fragt, was ich an Brüssel am meisten vermisse, dann sage ich immer, ohne groß nachzudenken: das Licht. So durchsichtig und scharf, dass es mit seiner Helligkeit gleich tief in dich vordringt, du glaubst, dass es dir bis in die Organe scheint. Der Sonnenuntergang spielt intensiv mit allen Schattierungen von orange und rot. Eine Abendidylle. Wenn es auf Erden eine Verkörperung des Paradieses gibt – dann ist es der Juni in diesen Breiten. Und plötzlich sagt meine Tochter:



New set of figures

MINI-EUROPE PARK



„Ich muss dieses Lied aus meiner Playlist löschen.“
„Magst du es denn nicht mehr?“, frage ich verwundert.

„Ne, ich habe es bloß im Januar ganz viel gehört, also vor allem. Erinnerst du dich, da waren wir glücklich, oder?“ – und sie seufzt, als wäre sie nicht neun, sondern neunzig.

Das Lied geht dann von selbst zu Ende.

„Siehst du, die Seifenblase ist geplatzt, vor dem Krieg ist vorbei. Ein sorgenfreies Kind werde ich nie wieder sein. Noch schlimmer, wenn man da dauernd dran erinnert wird.“

Sie drückt auf „Löschen“.

Wenig später treffen wir die Entscheidung, in die Ukraine zurückzukehren.

Elf wird meine Tochter in Lwiw.

Ich habe das Gefühl, dass sich ein Kreis schließt. Wir wollen uns immer noch mit Europa vereinen, aber dafür müssen wir erst einmal selbst frei werden.

Übersetzt von Jakob Wunderwald

*Makeup
trends* 2014

Andreasnacht

Deutsch von Michael Pietrucha

In der Straße, in der Großmutter Kateryna wohnte, erzählte man Jana, dass der Ofen ein Tor zum Jenseits sei, von den Geistern der Toten, die an Heiligabend unter den Fenstern umherirren, vom Kämmen und Legen der Zöpfe einer Verlobten und von der Weissagung durch das Bellen der Winterhunde. Ein Dutzend Interviews in einer Woche war ganz ordentlich. Seit jenem Abend, als sie und Maksym mit eigenen Augen den Himmel von Mykolajiw sahen und sie sich vor kurzen, häufigen Schüssen gefürchtet hatte und im Schnee gehockt war, während Maksym sie bei den Schultern hielt und sagte, dass es weit weg war, und er wiederholte, wieder zum Siezen übergegangen, immerzu: „Sie sehen überhaupt nicht wie eine Drohne aus“ und „Sie sind hier noch nie eingeschlagen, und sie werden weiter fliegen und dort explodieren, wo sie abgeschossen werden, schade eigentlich, oder?“, sahen sie sich nur wenige Augenblicke am Tor, als Jana irgendwohin wollte. „Gut so“, dachte Jana und umkreiste mit dem Finger das nächste Haus für ein Interview auf der Karte, als jemand energisch an der Tür klopfte. Stromausfälle führten wieder zurück zu den Zeiten, dass die Leute einfach so vor fremden Haustüren auftauchten.

– Hallo, sagte Maksym. Im Morgenlicht leuchteten seine grünen Augen gleichmäßig.

– Ich fahre in den Laden, – sagte er, – kann ich etwas für Sie besorgen?

Jana hatte einen Fleece-Pyjama an und eine Weste darüber. Wie Frauen das normalerweise so tun, schätzte sie sofort ihr Erscheinungsbild vor ihrem inneren Auge ein und erkannte, dass sie nicht in der allerbesten Form war. Maksym dachte das nicht, obgleich er sich bemühte, gar nicht an Formen zu denken. Weder an Janas noch an irgendjemandes anderen.

– Ich wollte die Marschrutka nehmen, – antwortete Jana.

– Dann kommen Sie mit, – sagte Maksym ruhig, – oder interessieren Sie sich aus Prinzip für die Marschrutka als Teil ihrer ethnographischen Forschungen?

– Warten Sie auf mich, bis ich mich umziehe? Jana verschwand im Schlafzimmer.

Draußen lief sich ein roter Renault warm. Durch den geschmolzenen Schnee fuhr er sich fast lautlos, flüsternd. Maksym musste nur manchmal bremsen, um auf die Straße rollen, und dann auf die Autobahn fahren, wo es bereits eine Schneespur gab, gestreut und von Lastern nach Kyjiw gelegt.

– Ist Ihnen der Hüttenkäse ausgegangen?, fragte Jana.

– Ja, irgendetwas ist immer aus, antwortete Maksym, – Tabletten für meinen Vater und was sonst noch. Plus die Gäste. Es muss was gekocht werden. Wenigstens eine Kiste Wein muss her.

– Gäste?

– Ja, es ist mein Geburtstag. Sie werden kommen, auch ohne Einladung.

– Oh, – sagte Jana, – herzlichen Glückwunsch!

– Danke!

– Wie alt denn?

– Zu alt. Aber ich fühle mich wie ein Teenager.

– Stark und geschmeidig?

– Faul und unbelehrbar.

– Also, Glück, Gesundheit, Liebe.

– Danke, – lächelte Maksym.

– Dass unser aller Wunsch wahr wird.

– Auf dass. Wissen Sie, Jana, was nervt? Wenn Russland plötzlich zusammenbricht, und mein Vater erinnert sich vielleicht nicht mehr daran, dass es existiert hat, – Maksym fuhr auf die Autobahn.

– Vielleicht passiert es, wenn Ihr Vater eine Erleuchtung hat?

– Ob die noch kommt? – fragte Maksym.

– Andererseits, – sagte Jana, er lebt schon jetzt in einer wunderbaren Welt, in der es Russland nicht gibt.

– Er kann es sich erlauben, – sagte Maksym mit einem bitteren Lächeln.

Schmutziger Schnee flog unter den Lastwagen auf der Strecke hervor.

In dem Supermarkt voller Unbekannter fühlte sich Jana unwohl, als würde man zu viel über sich erzählen. Deshalb wollte sie etwas schwer lesbares nehmen. Einfaches Brot, Käse, Äpfel, Milch, Flocken. Außerdem nahm sie alle Zutaten für das Kalyta-Brot, dessen Rezept sie bei der alten Todosja aufgeschrieben hat: Buttermilch (Kefir geht auch), Öl, Soda, Mehl, Gewürze, Mohn und Honig. Für sich nahm sie noch Karotten und irgendein Grünzeug.

– Halten Sie Kaninchen?, – fragte Maksym.

In seinem Einkaufswagen stapelten sich Bier, Fleisch, Würstchen, Soßen und auf dem Haufen lagen Päckchen mit Chips und Nachos.

– Die Gäste, – grinste er, – ich hole den Wein bei der Post ab.

Sie wollten gerade die Straße zum Auto überqueren, als Jana sah, dass Stau war. Autos standen still, die Leute kamen an die Seitenlinie, aus der Apotheke kamen die jungen Frauen in weißen Kitteln mit über die Schultern geworfenen Jacken, aus dem Kiosk kam die Verkäuferin im Schaffellmantel. Jana sah zu Maksym: Der legte die Einkaufstaschen neben sich und ging auf ein Knie nieder. Das taten auch alle, die an der Straße stehen geblieben waren. Jana erkannte, dass ein Gefallener transportiert wurde. Sie war nervös, legte ihre Tasche neben sich, kniete sich aber auf eine Packung Nachos, die aus Maksyms Tasche gefallen war. Es knisterte furchtbar laut. Jana wusste, wie die Gefallenen eskortiert wurden, hatte es aber selbst nie gesehen, deshalb wusste sie nicht, wohin mit der Tüte Karotten und wohin mit ihrem Blick. Am Ende starrte sie auf den Boden, wo einige Klumpen schmutzigen Schnee von vorgestern lagen. In den Klumpen glänzte eine Chupa-Cups-Verpackung. Sie hatte Angst, ihren Blick zu heben und diejenigen anzusehen, die dem mit der Flagge bedeckten Sarg folgten. Nahebei seufzte eine ältere Frau, der das Knien wegen des engen Rockes und Mantels schwer fiel, die Jana betrachtete, als auf dem Platz unweit „Plywe katscha na tyssyni“ ertönte.

„Es sind so viele, so viele...“, sagte die Frau zu sich selbst.

Jana hatte Tränen in den Augen, die neben ihren Einkaufstaschen unangemessen und unangenehm schienen, neben den zerdrückten Nachos und vor allem neben Maksym, mit dem sie neutral sein wollte, wie bei ihren Einkäufen. Maksym hingegen ergriff für einen Moment ihre Hand und ließ sie gleich wieder los.

Sie fuhren schweigend den Wein holen, bis Maksym geparkt hatte und sagte:

– Ljuba hat noch gesagt: „Dass es heute kein militärisches Begräbnis gebe. Das wäre ein schlechtes Vorzeichen vor Slavas Ankunft.“

Jana sah Maksym fragend an.

– Slava, mein Bruder, – präzisierte er, – er dient.

– In der Anthropologie nennt man das magisches Denken, – sagte Jana, – Ljuba besprenkelt das Haus mit Mohn gegen die Geister der Toten. Slava hat hier nichts zu suchen.

Maksym nickte und fügte hinzu:

– Und der verdammte Wein. Da hat sich ein Fest gefunden.

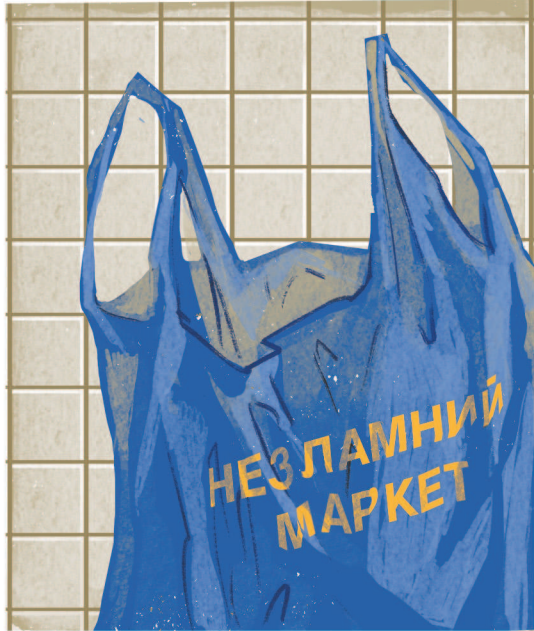
– Ja, und morgen ist Andreasnacht, ich will das Kalyta-Brot backen.

* * *

Der Geburtstag wurde im Wohnzimmer gefeiert, das durch eine Glastür auf eine breite Holzterrasse führte, die wiederum über eine Treppe in den Garten führte. Da, auf dem Sofa im Wohnzimmer, sah Jana im Licht von Maksyms Lampe schwarze Katzen im Dunkeln. Neben dem Sofa standen zwei breite Sessel – einer orangefarben, mit großen grünen Monstera-Blät-

tern, der andere etwas niedriger, mit orientalischen Motiven. An der Wand hing ein Porträt der Eltern ganz in Weiß gekleidet. Nicht das, was Jana im Studio gesehen hat, sondern ein anderes. Die Figur des Vaters war gleich, aber sein Kopf war noch mit dunklen Haarsträhnen bedeckt. Dabei hingen noch ein paar kleinformatige Landschaften – düster, mit breiten Strichen. Die andere Wand war komplett von Bücherregalen aus massivem Holz verdeckt. Sie erstreckten sich vom Boden bis zur Decke. In den Regalen waren bunte Bücher unsortiert, und nur ganz oben standen die gleichen einfarbigen Gesamtausgaben von jemandem, den wohl in den letzten dreißig Jahren niemand mehr gelesen hatte. Vielleicht hatte Maksym als Schuljunge über die Sommerferien aufgegeben Geschichten gelesen, und dann kam ihm die Gesamtausgabe von Jules Verne gelegen, aber jetzt waren die abenteuerlichen Welten, wie auch Turgenjews monotones Geschwätz, seit Jahrzehnten ungeöffnet. Manche Regale sahen aus wie der Mund eines Erstklässlers mit gerade gezogenen oder ausgefallenen Milchzähnen : offensichtlich hatten dort vor kurzem noch Jesenins, Bunins und Kuprins dort gestanden.

Während Maksym das Fest vorbereitete, knetete Jana den festen Teig, wie Großmutter Todosja immer gesagt hatte: „bis der Rücken nass ist.“ Sie wurde aber immer schnell müde, deshalb knetete sie vorsichtshalber ein wenig länger, und als er elastisch und fest wurde, formte sie daraus Ähren, Vögel und Blumen. In der Mitte stach sie mit einer weißen Ikea-Tasse ein Loch aus. In der steril weißen Küche wirkte das üppige Ka-



lyta-Brot fremd – als wäre es gerade aus einer anderen Welt hier gelandet. Jana bestrich das Kalita-Brot mit Honig und bestreute es mit Mohn. Im Ofen blähten sich die Vögel auf und sahen aus wie Angry Birds. Der Brotring kam leicht golden und fast klassisch heraus, wären da nicht die sodagemästeten Vögel. Jana stellte das Kalyta-Brot nach draußen, damit es kalt wurde, und machte sich für den Geburtstag fertig. Sie zog eine Jeans und einen breiten schwarzen Pullover an. Sie löste ihre Zöpfe und legte Ohringe mit schwarzen Perlen an, die sich vor dem Hintergrund ihrer blonden Haare wunderschön abhoben. Ganz und gar angezogen verband sie die gekühlten Kuchen mit roten Bändern und trug sie zu Maksym.

– Wie schön! befand Ljuba. Sie bereitete den Streichkäse für Sandwiches vor.

– Das wird so ein Fest, seufzte sie, dass sich niemand richtig hinsetzen kann.

Neben dem Sofas war ein niedriger Tisch, und beim Ausgang zur Terrasse eine riesige Fensterbank: Man konnte das Fenster öffnen und sie als Bartheke benutzen.

– Sie werden die kalte Luft reinlassen, – sagte Ljuba und folgte Jana mit Gabeln und einem Teller Brotaufstrich. Vom Fenster aus war Maksym zu sehen. Neben ihm stand ein Mann. Er ähnelte Maksym ein wenig. In der Haltung, und den ruckartigen Bewegungen. Bei-



de blickten auf den Grill, wo die scheinbar magische Kraft des Feuers Holz in Holzkohle verwandelte, so dass sie wiederum unansehnliche Würstchen in ein Festessen verwandelte.

– Der Bruder ist gekommen, – sagte Ljuba und drückte sich zwischen Jana und dem Sessel vorbei zum Tisch. Sie hielt ein Tablett mit Mini-Sandwiches auf Zwieback. – War heute eine Beerdigung? – fragte sie.

– Nein, – antwortete Jana bestimmt.

Am Morgen hatte Maksym den Schnee von der Terrasse geräumt. „Es soll jetzt bloß kein Schnee mehr fallen“, – sagte er. Rundherum lagen Schneewehen. Auf der Treppe, die hinunter in den Garten führte, saß eine Frau auf einer Yogamatte. Sie hielt mit beiden Händen eine Tasse und wandte sich von Zeit zu Zeit an Maksym und seinen Bruder.

– Wie schön das ist, – hörte Jana sie sagen, als sie die Tür aufmachte, – Natur, Stille, Vogelgezwitscher!

Vögel waren nirgends zu hören.

– Die Vögel sind weggeflogen, wo es wärmer ist, – sagte Maksym.

– Und sonnig, – sagte der andere Mann.

Seine Stimme ähnelte der von Maksym.

– Ich meinte das bildlich gesprochen, – drehte sich die Frau um und sah Jana, – Guten Tag!

Jetzt bemerkte der andere Mann Jana.

– Ah ja, – sagte er, – das muss die junge Wissenschaftlerin sein, von der du gesprochen hast.

Maksym lächelte die Kohlen an, hob den Blick und sagte: – Darf ich vorstellen, das ist Jana, das ist mein Bruder Slava, und das ist Maryna.

– Maryna, Maryna, dich lieb ich für immer..., – schnurrte Slava und berührte mit einem Spieß die glimmenden Holzscheite, die bei der Berührung zerbröckelten.

Die Umrisse des Gartens lösten sich allmählich in der Dämmerung auf. Die Sonne war kaum aufgegangen, da war sie schon müde geworden, hatte sich über den Horizont gerollt und einen kalten Winterhimmel hinterlassen.

– Es ist nicht mal vier, und schon dunkel, – sagte Ljuba, – Maksym, geh und lad den Generator auf, wenn dann alle kommen und es gibt kein Licht, geht das nicht mehr.

– Würden Sie mir helfen? – fragte Maksym Jana, als er vorbeiging.

Jana stellte die Teller auf das Fensterbrett, steckte die Hände in die Gesäßtaschen ihrer Jeans und folgte Maksym.

Der Generator stand in der Garage neben der mit Gemälden und Büchern überfüllten Werkstatt. Wie sich herausstellte, beherbergte auch die Garage Statuen, alte Lampen und Stapel sowjetischer Touristenalben mit Schwarz-Weiß-Fotos und Ansichten von Fabriken, Steinbrüchen, Hochöfen und anderen Sehenswürdigkeiten des sozialistischen Systems.

– Also gut, – sagte Maksym und ging in die Garage. – Slava ist leicht reizbar. Er hat Heimaturlaub über Weihnachten. Leicht reizbar war er schon vor dem Krieg. Jetzt ist er noch dazu lethargisch. Mary-



na, seine Frau, ist ein Engel. Ihr Sohn, der auch Slava heißt, ist eine furchtbare Nervensäge, noch schlimmer als sein Vater.

– Und wo ist Slava der Jüngere?

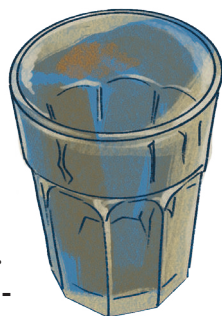
– Was weiß ich wo er ist. Vielleicht hat er schon den Schuppen in Brand gesteckt. Wir suchen ihn. Im Zimmer bei meinem Vater ist meine Mutter Svitlana, – fuhr Maksym fort und öffnete den Kanister, – Es kommt noch mein Kumpel, den Slava nicht mag, Maryna aber schon. Er heißt Eduard. Vielleicht bringt er eine Frau mit.

– Danke für die Anweisungen. Muss ich noch etwas wissen?

– Lassen Sie sich nicht täuschen, ich bin der einzige Normale hier, – sagte Maksym und sah Jana an. – Wenn ich Benzin auffülle, – er schnupperte an dem Kanister, – erinnere ich mich jedes Mal daran, wie mein Vater und ich ans Meer gefahren sind.

Er hockte sich über den Generator.

– Im Auto hatte mein Vater zwei Kanister Benzin und sagte: ‚Damit wir nicht irgendwo im Nirgendwo stecken bleiben‘, und als ich ein Kind war, dachte ich: ‚Wenn wir doch irgendwo im Nirgendwo stecken bleiben würden‘. Papa und ich! Wir würden uns eine Hütte im Mais errichten, irgendwo auf dem Feld übernachten, und zwar so, dass kein einziges Auto vorbeikam, damit niemand unseren Tank auffüllen konnte – damit wir einfach da bleiben konnten. Wenn wir hungrig werden würden, dachte ich, würden wir einen Hasen jagen, ihn auf dem Feuer braten. Damals war ich fasziniert von Hasenfallen



und überzeugt, dass es für mich eine Sache von zehn Minuten ist – naja, maximal eine halbe Stunde. Deshalb habe ich diese Kanister genommen und sie vor dem Losfahren rausgestellt. „Jemand hat sie gestohlen, verdammt“, sagte Vater und war den ganzen Tag wütend, bis wir am Meer ankamen. Ich wartete, dass uns das Benzin ausging und wir stecken blieben. Aber die Tankstelle war offen und niemand blieb stecken. Ich habe nicht sehr viel von meinem Vater gehabt. Dieses Wochenende am Meer verflieg und ich war wieder bei meiner Mutter – wusch mir die Füße, kämmte mir die Haare und ging in einem gebügelten sauberen Hemd zur Schule...

– Waren die Eltern wohl geschieden?, – fragte Jana, hörte Maksym zu und beobachtete, wie das Benzin im dünnen Strahl in den Generator floss.

– Ja, ich erinnere mich noch ein bisschen daran, wie sie zusammengelebt haben, aber Slava gar nicht mehr. Oh, noch eine Sache. Meine Ex-Frau kommt. Mama und sie sind die besten Freundinnen. Und meine Mama fährt morgen schon wieder nach Berlin.

– Ist das nicht hart für sie allein, so eine Fahrt?

– Sie hat mich mit neunzehn geboren, bisher ist es nicht hart. Mein Vater behandelte sie wegen Gastritis. Und hat sie auch gesund gemacht, bis ich geboren wurde. Wir holen mal die Weingläser von hier. Irgendwo hier müssten sie sein... – Maksym öffnete einen alten Schrank, wo riesige Terrinen wie auf einer Ausstellung standen. Eine von ihnen hatte einen Entenkopf anstelle eines Griffs, auf der Seite der anderen befand sich eine Bildgravur mit Hasen.

– Ja, also, wie alt sind Sie?

– Na, kurz vor dem Ableben, angesichts der Tatsache, dass Sie mich hartnäckig siezen.

Jana nahm vier Weingläser in jede Hand. Maksym hatte noch sechs.

Die Mutter stand vor der Tür. Groß, mit grauem Bob, dünnen Lippen und schwarz getönten Augenbrauen. In einer schwarzen Hose und einem langen grauen Pullover, passend zu ihrem grauen Haar.

– Ah, hier bist du, – sagte sie zu Maksym, – kannst du dir vorstellen, zwei Kinder habe ich deinem Vater geschenkt, und er hat mich nicht erkannt. Sein Leben lang mit den Frauen vom Ultraschall, und mich hat er für die Laborleiterin gehalten. Und das war so ein altes Weibsbild. Selbst in der Amnesie versteht er es, in meine Seele zu spucken. – die Mutter schaute zur Seite, dann riss sie sich zusammen und sagte zu Jana: – Es tut mir leid, mein Name ist Sveta.

– Guten Abend, – sagte Jana.

– Mein Sohn ist also schon fast fünfzig.

– Mama-Mama, – sagte Maksym schnell, – das sagt man doch erst, wenn es soweit ist.

– Was war er für ein schwieriges Kind, – sagte die Mutter, – oh, wie ich mich mit ihm gequält habe. Und alle sagten immer wieder: „Bald wird es leichter, bald wird es leichter...“. Also wird es mit fünfzig wenigstens endlich leichter?

– Zunächst einmal, noch keine fünfzig, – sagte Maksym.

– Aber was macht das schon für einen Unterschied, das Alter prallt von Männern einfach ab.

– Also ist es nicht leichter geworden?, – fragte Maksym, nachdem er bereits die Tür mit freien Hand geöffnet hatte und Jana, mit Weingläsern beladen, voran gehen ließ.

– Jetzt ist es kaum zu ertragen.

Maksym lächelte seine Mutter an.

– Lass die Kälte nicht rein, – sagte sie.

– Warum gehst du denn nicht ins Haus?

– Ich warte auf jemanden, wir haben uns noch nicht gesehen.

Mit „jemandem“ konnte die Mutter nur Karla meinen. Als sie und Maksym sich endlich scheiden ließen, hörte seine Mutter auf, Karla vor ihm beim Namen zu nennen, und sagte „Jemand“.

Von der Terrasse aus konnte man einen schwarzen BMW zum Tor rollen sehen, und „jemand“ stieg aus – eine Frau mit zurückgebundenen Haaren so dunkel wie das Auto. Karla brachte eine Flasche Whiskey und einen Strauß rote Rosen mit. Sie umarmte Maksym, übergab ihm die Rosen und die Flasche und sagte:

– Wir müssen reden.

Sie hatte einen leichten Akzent.

– Ich dachte, solche Rosen würde ich erst zu meiner Beerdigung bekommen.

– Bitte verzeih, wenn es zu früh ist, – antwortete Karla, – ich bringe sie auch zu deiner Beerdigung.

Karla hatte Augen schwarz wie die Nacht und dicke dunkle Augenbrauen. Man könnte meinen, dass sie das Kind von Maksyms Mutter ist, und nicht Maksym mit seinen strahlenden großen Augen und dem breiten Lächeln.

Ljuba kam auf die Terrasse und fragte:

– Kann jemand einen auf Patient machen? Der letzte vor dem Schlafengehen, weil er ängstlich ist.

– Ich habe schon, – sagte die Mutter, – und ich war die Laborleiterin. Karla, Liebes, geh du doch zur Rezeption.

Vor der Tür gab sie Karla schnell Anweisungen, obwohl diese auf dem Laufenden war über die unerwarteten Ausuferungen der Demenz des Vaters: „Klage über irgendwelche Beschwerden, nicke, nimm das Rezept, melde dich für Dienstag an, weil er montags nicht gern aufnimmt.“

Zuerst ging die Mutter hin.

– Jelisaweta Pawlowna, – sagte der Vater zu ihr, – Sie sollten endlich nach Hause gehen. Ich nehme den letzten Patienten an und gehe auch nach Hause. In Ihrem Alter...

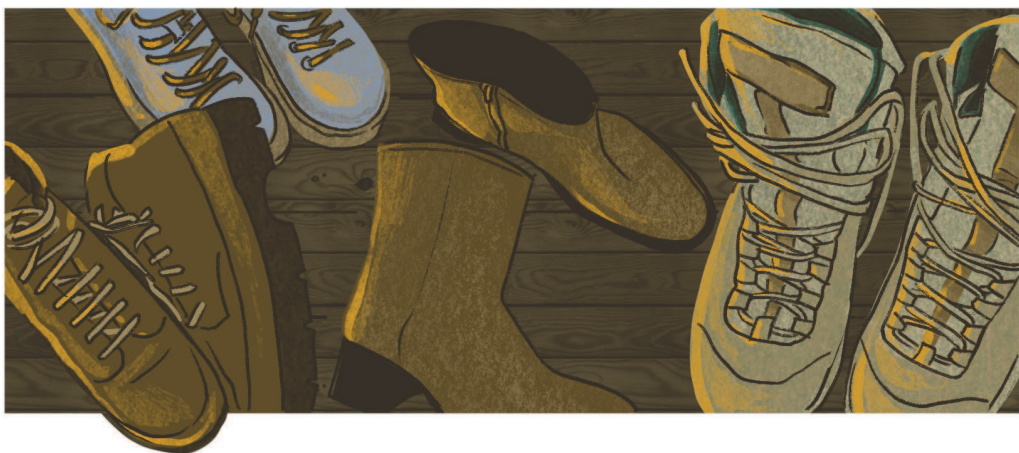
– Jelisaweta Pawlowna, – zischte die Mutter vor sich hin, – diese Jelisaweta Pawlowna war so schrecklich wie eine alte Ratte! – Sie ging zur Tür. – Da er mich nie gut behandelt hat, warum sollte er damit anfangen, wenn er nicht mehr bei klarem Verstand ist.

– Eine Frau ist hier, um Sie zu sehen, – beeilte sich Ljuba zu sagen.

Karla betrat das Zimmer des Vaters. Er saß ein wenig verängstigt in seinem Büro, an seinem Schreibtisch, im weißen Kittel, der über seine Schultern geworfen war.

Karla setzte sich auf den Stuhl gegenüber.





– Was macht Ihnen denn zu schaffen?, – fragte der Vater.

– Kopfschmerzen, – sagte sie.

– Sind Sie bei uns zum Austausch?, – fragte er schnell den Akzent bemerkend.

– Ich komme aus der DDR, – orientierte sich Karla.

– Versteht sich, – sagte der Vater auf Russisch, – alle beschwerten sie sich bei mir über Kopfschmerzen, – sagte er wie zu sich selbst und fügte dann wieder auf Russisch hinzu – und dabei bin ich tatsächlich Gastroenterologe.

– Wenn ich etwas Fettiges esse, – entgegnete Karla, – fühle ich mich so schwer.

– Essen Sie nichts Fettiges, – sagte der Arzt, hielt inne und wandte sich an Ljuba, die an der Tür stand: Lassen Sie uns kurz allein.

Ljuba ging widerwillig hinaus und ließ die Tür sperrangelweit geöffnet, um notfalls wieder zur Stelle zu sein.

– Ich kann hören, – sagte der Vater, – dass Sie nicht von hier sind. Vielleicht wissen Sie mehr. Ich habe heute Morgen versehentlich die „Stimme Amerikas“ empfangen. Dort sprach man über den Krieg in reinem Ukrainisch und dass das Pentagon Granaten in die Ukraine schickte...

– So ist es, – seufzte Karla, – die Ukraine wird bald frei sein.

Die Hand des Vaters zitterte, er wollte etwas laut sagen, und dann schrieb er in seiner alten Handschrift schnell etwas auf Papier und zeigte es Karla.

Sie konnte die handgeschriebene und noch dazu kyrillische Inschrift nicht entziffern, also nickte sie nur

und faltete das Blatt zweimal zusammen und steckte es in ihre Tasche.

Ljuba sah durch die Tür, wie der Vater nervös wurde und lief rasch zu Juchymowytschs Schreibtisch. Sie schob ihm ein Stück Papier zu:

– Hier ist eine Diät für Bauchspeicheldrüsenbeschwerden, – sagte sie, – gehen wir uns ausruhen.

Der Vater warf Karla noch einmal einen Blick zu, dann Ljuba, und zog die Augenbrauen hoch. Er ging um den Tisch und stützte sich dabei an Ljuba, dann sah er Karla wieder an und klopfte ihr auf die Schulter, wie man es bei einem Genossen tun würde.

Karla nahm das Stück Papier mit der Bauchspeicheldrüsendiät aus Ljubas Hand, verabschiedete sich und ging.

Vor dem Büro stand die Mutter.

– Lass mich dich umarmen, – sagte sie zu Karla. – Wer hätte gedacht, dass wir uns unter solchen Umständen wiedersehen würden.

– Sveta, – sagte Karla leise, – wir müssen etwas wegen David machen.

– Was hat unser Junge denn vor?

– Unser Junge hat sich in den Kopf geschossen, in den Krieg zu ziehen.

– Wie bitte? – die Mutter zog entsetzt die Augenbrauen hoch. – Mach dir mal keine Sorgen, es ist zu jung, niemand wird ihn nehmen.

– Jetzt ist er jung, und im Sommer werde ich ihn nicht zurückhalten können.



– Vielleicht ist der Krieg im Sommer vorbei? Wir lassen ihn nicht gehen. Slava muss mit ihm sprechen.

– Und was sagt sein Vater? Der hat es natürlich gut – ihm fehlt ein Auge, er wird nicht genommen, und um den Sohn ist ihm nicht leid?

– Vielleicht hat er es ja doch nicht so gut, dass ihm ein Auge fehlt, – sagte die Mutter. Für einen Moment wurde sie mehr zu Maksyms Mutter, und weniger Karlas Freundin.

– Sveta, du weißt, was ich meine. Ich bin fünfundfünfzig Jahre alt, er ist mein einziges Kind, ich habe ihn nicht für den Krieg geboren, er ist halb Deutscher, er sollte nicht... Und sein Vater soll ihm erklären, ist Slava denn eine Autorität für ihn?

– Karla, Schätzchen, – schnurrte die Mutter, – du und ich sind ein Team, wir werden unser Bestes geben.

– Auf dich wird nicht hören, wir sind nur unbedeutende, hysterische Frauen in seinen Augen, die ihn nicht ein Held werden lassen wollen.

Es war schon dunkel, die Lampen im Wohnzimmer leuchteten. Slava goss Wein in die Gläser. Die durchgefrorenen, schneebedeckten Katzen begaben sich aus der Nacht auf das Sofa. Bei dem flauschigen Kater waren auf dem Bauch Schneeklumpen festgeklebt – er nagte sie eifrig ab und verstreute sie um sich herum – sie schmolzen und hinterließen dunkle Häufchen nassen Fells.

Karla nutzte aus, dass sich niemand bei Slava befand, kam auf ihn zu und sagte:

– Slava, – sagte Karla, – David will zur Armee.

– Er ist noch nicht trocken hinter den Ohren, – sagte Slava.

– Was?

– Er muss doch erst erwachsen werden. Wie alt ist er? Dreizehn?

– Siebzehn ist dein Neffe, – sagte Karla gereizt, – siebzehn! Wo ist Maksym?

Maksym war hinausgegangen, um die nächsten Gäste zu empfangen.

Am Fenster blinkten Scheinwerfer. Das Auto hatte offensichtlich hinter Karlas BMW gehalten. Ein Mann in einem grünen Hemd, unter dem er ein weißes T-Shirt trug, erschien im Tor. Er war kahl und hell, hatte einen spärlichen Bart und einen Ohrring im Ohr. Ihm folgte eine große, schlanke junge Frau mit kurzem Pony und Bob-Frisur. Sie trug ein weites Strickkleid und einen Schal, der um ihren merkwürdig langen Hals gewickelt war – als hätte sie ihn absichtlich verlängert, wie man es bei einigen afrikanischen Stämmen tat. Sie trug eine sehr große runde Brille mit einem dünnen Bügel.

– Edik!, – sagte Maksym lächelnd.

Edik trug einen Obstkorb vor sich her. Auf den kunstvoll gelegten Bananen war noch ein Päckchen.

Er stellte den Korb ab und umarmte das Geburtstagskind.

– Alter!, – sagte er.

– Edi!, – entgegnete Maksym.

– Das ist für dich, – Edik legte den Korb in Maksyms Hände, – eine Vitaminbombe! Bananen, Ananas, Maracuja! Und das, – er nahm das Päckchen von den Bananen, – ist ein kreatives Geschenk.

Edik war Autor. Er schrieb pathetische, industriell-demokratische Gedichte und schwere Prosa und hatte die Ambitionen eines Romanciers, der von Netflix träumte.

– Na, mach schon auf!, – sagte Edik.

Es war ein kleines Buch.

– Das ist mein letzter Band! Ganz frisch!

Der Band hieß „Stahl“.

– Ich schreibe derzeit etwas Dokumentarisches über den Krieg. Das ist jetzt unsere Pflicht, sonst nichts.

– Das wird stark werden, – sagte die junge Frau mit der runden Brille.

– Oh, entschuldige, Schatz. – Edik wandte sich zu ihr, – das ist Eliza, eine Kulturschaffende, eine Organisatorin, sie hat einen Buchclub zu „Stahl“ geleitet, so hat das Schicksal uns miteinander verflochten.

– Freut mich, – sagte Maksym.

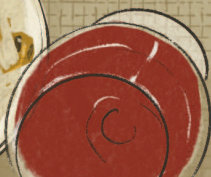
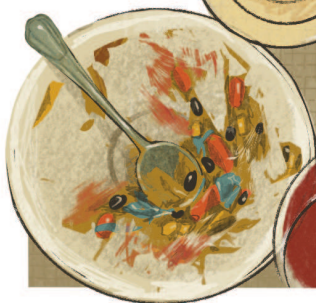
– Oh, ich habe noch ein Geschenk für dich – schau, – Edik zog ein kleines türkisfarbenes Buch mit einem goldenen Band aus seiner Brusttasche. Das ist ein Journal für fünf Jahre. Du schreibst einfach fünf Jahre lang jeden Tag auf, was du willst. Ich zum Beispiel schreibe jeden Tag drei Adjektive über mich auf. Also heute habe ich aufgeschrieben: überrascht, aufgeregt, entschlossen.

– Was ist denn das für ein Scheiß?, – fragte Maksym.

– Die größte Tiefe liegt in uns selbst, – sagte Edik, – wie geht's deinem Vater?

– Alles beim Alten. Gehen wir zu den Anderen. Karla ist auch da.





– Oh, warum ist sie gekommen? Sie dachte wohl, es wäre deine Totenwache?

– Zufälligerweise will sie etwas von mir.

– Sie hat doch schon alles von dir, – lachte Edik.

Eliza folgte ihnen.

– Alle sind versammelt, – verkündete Maksym im Wohnzimmer und bei diesen Worten ging das Licht aus.

– U-u-ups, – sagte Edik, – wir sind auf der gleichen Leitung wie das Krankenhaus, wir werden nicht einfach so abgeschaltet.

– Uns schalten sie auch nicht ab, – sagte Ljuba und stand auf, um zum Vater zu gehen, – sie schalten uns nur manchmal ein.

– Wir brennen die Geburtstagskerzen, – Slava spähte von der Terrasse, – ich trage das Fleisch!

– Wo zum Teufel ist Slava Junior?, – fragte Maksym.

– Sie haben ihn unter der Terrasse gefunden, beim Fallenlegen für Hasen, er hat sich die Fingerkuppe abgeschnitten, er hat schon einen Verband um. Setz dich hin, – sagte die Mutter.

In einer dunklen Ecke im östlichen Sessel saß Slava, ein dünner, entschlossener Junge von etwa neun Jahren mit einem blauen Fleck auf der Wange und unter sich eingezogenen Beinen und schaute auf den Verband.

– Noch vor nicht allzu langer Zeit warst du auch so, – sagte die Mutter, – oh, und du hast mich Kraft gekostet.

Bei diesen Worten hob Karla die Augenbrauen und sah Maksym an. Offensichtlich erinnerte sie sich

beim Anblick des Kindes von jemand anderem an ihre eigene Besorgnis – David. Slava Junior sprang auf und rannte zu seinem Vater. „Gib mir den ganzen Spieß, gib mir den ganzen“, – sagte er.

– Mein Gott, du tust dir noch weh mit diesem Spieß, – sagte Slava, gib mir den Teller her.

– Papa, gib mir einen, gib mir einen!

– Gib ihm einen, – sagte Maksym, – wenn es nicht mit einem Spieß ist, wird er sich etwas einfallen lassen, womit er Schaden anrichtet.

Junior packte den Spieß und machte die Haustür stürmisch auf: „Ich esse im Graben!“

– Hat er schon einen Graben ausgehoben?, – fragte Maryna.

– Schon gegen Mittag, – sagte Slava beiläufig, als wäre es vorauszusehen und offensichtlich.

– Also, auf das Wohl des Geburtstagskindes! – Edik hob ein Glas. – Glück und Segen Dir, Maksym!

Alle hoben die Gläser.

– Starte den Generator! – sagte Slava, – es wird getanzt!

– Ich komme mit dir, – sagte Karla und holte Maksym ein, als er am Ausgang war.

Maksym ging voran.

– Du als Vater musst etwas tun, – sagte Karla aus der Dunkelheit in Maksyms Rücken.

– Was kann ich schon tun? – Maksym drehte sich um.

Karla deutete wortlos mit der Hand an, geh schon, die Leute wollen tanzen.

– Ich habe es ihm gesagt, – sagte Maksym über seine Schulter, – aber du musst auch verstehen, dass

du in genau sieben Monaten nichts mehr für ihn entscheiden kannst.

Karla stand im Garagentor. Vor dem Hintergrund des grauen nachtwerdenden Himmels war ihre Gestalt schwarz.

– Entscheiden, nein, aber Einfluss nehmen kann man immer, – sagte sie, – und das können nur du und Slava tun. Du weißt, dass der Elternteil, der immer da ist, für das Kind auch immer schlechter ist, weniger Autorität hat. Das ist der Preis dafür, immer bei ihm zu sein – Karlas Stimme klang beleidigt.

– Ich sage es Slava, – antwortete Maksym und schaltete den Generator ein.

Karla wollte noch etwas sagen, aber als der Generator loslegte, drehte sie sich einfach um und ging auf dem ausgetrampelten Pfad zum Haus. Maksym ging hinaus und ließ das Garagentor offen. Auf dem Weg und vorbei an Karla, die beiseite sprang, kam ihm Slava Junior entgegen – er fuchtelte mit dem Speiß.

– Schau, schau, was ich kann!, – rief Slava. – Schau!

Er blieb stehen, nahm einen Apfel aus der Tasche, warf ihn hoch und versuchte ihn aufzuspießen, aber der Apfel flog zu hoch und Slava fiel bei dem Verfolgungsversuch im Nachthimmel zusammen mit dem Speiß mit voller Wucht hin.

– Damit dieses Kind noch sein Erwachsenenalter erlebt, – sagte Maksym bei sich und hob Slava vom Boden, – muss es irgendwo eingesperrt werden...



In der Zwischenzeit gab Jana drinnen Anweisungen, wie das Kalyta-Brot gegessen werden soll. Slava fand eine Stange vom Wischmopp, Ljuba schüttete Asche aus dem Ofen und gab den Schürhaken. Das Kalyta wurde mit einem roten Band an die Stange gebunden. Jana hatte die Anweisungen von Großmutter Todosja aufgeschrieben und kannte diesen Brauch aus Büchern, aber weil Ljuba Praxiserfahrung im Umgang damit hatte, gab sie den Ton an.

– Du steigst aufs Pferd! – sagte sie zu Edik und gab ihm den Schürhaken, – und du wirst der Herr Kalytjansky sein! – sagte sie zu Slava. Deine Aufgabe ist es nicht zu lachen, sonst verlierst du sofort und bist im Ruß.

– Geh vor die Tür und komm angeritten, – lachte Jana.

Edik ritt mit gerunzelten Augenbrauen auf dem Schürhaken ins Wohnzimmer.

Slava stellte sich auf das Sofa:

– Guten Abend, Herr Kotsiubynsky! – sagte Slava, – wohin wollen Sie? Ihre Papiere und Ihren Militärausweis.

– Ein bisschen zu realistisch, meine Füße sind kalt, – sagte Edik.

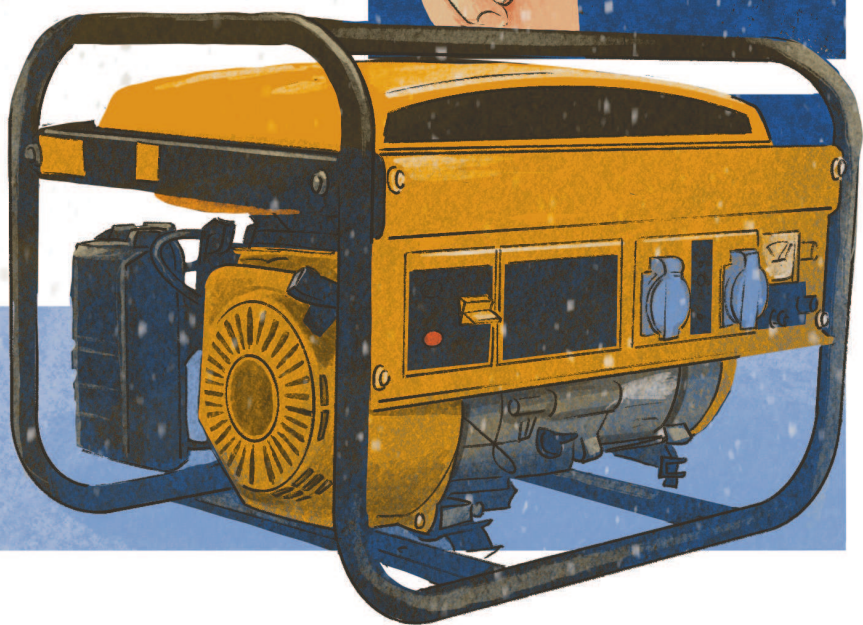
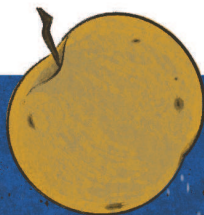
– Gleich setzt es was, – folgte Herr Kalytjansky seiner Stellenbeschreibung.

Kotsiubynsky fiel es schwer, nicht zu lachen.

– Gib her!

Edik sprang zu dem Kalyta, aber Slava hob es rasch hoch zur Decke.





Ohne seine ernste Miene zu verlieren, sprang Edik auf das Sofa und stieß Slava weg, der floh, doch schon am Ausgang zur Terrasse holte Edik das Kalyta ein und riss einen fetten Vogel mit den Zähnen ab.

Dann passierte Maksym Slavas Kontrollpunkt. Sogar die Frauen versuchten, abzubeißen, obwohl sie es traditionell nicht tun sollten, aber Jana, als Anthropologin, erlaubte es und sagte, dass sie eine neue Kultur und Emanzipation schaffen sollten. Maksym gefiel es, wie Jana an die Stange sprang, während er auf dem Boden lag und beobachtete, wie ihr Pullover bei den Sprüngen aufstieg und ihre Rippen freilegte. „Bald bin ich ein halbes Jahrhundert alt, und das Interessanteste bleibt immer dasselbe“, dachte er. Slava wollte nicht mehr Kotsiubynsky sein und übernahm die Rolle von Kalytjansky. Als das Kalyta-Brot gegessen war und nun Slava Junior, mit Ruß bedeckt, mit der Stange auf der Terrasse herum lief, setzten sich alle in die Ecken des Raumes. Edik setzte sich auf den Boden, lehnte sich an das Sofa in der Pose des Denkers und sagte:

– Ich rechne damit, dass der Krieg im Sommer zu Ende ist. Vor allem, wenn Deutschland, – er schaute Karla deutlich an, – uns die Taurusse liefert. Und Russland ist erschöpft, wir werden bald auf der Krim sein...

– Wer ist »wir«?, – fragte Slava.

– Nun, „ihr“, – Edik grinste, – übrigens, Slava, ich mache ein Dokumentarprojekt. Ich wollte mit dir reden. Wie viele Raketen hat Russland noch, deiner Meinung nach?

– Scheiße, was weiß ich, Edik, – sagte Slava.

– Nur ungefähr?

– Ja woher soll ich das wissen.

– Gut, und was denkst du, wann wir auf der Krim sein werden? Wir schneiden ihre Logistik ab. Dann machen wir uns an ihre Luftabwehr.

– Edik, vielleicht machst du das ja, aber ich kann die Krim vom Wald aus nicht sehen. Ich denke nicht über Raketen und Logistik nach. Ich grabe.

– Weißt du, ich will dir nicht die Agency wegnehmen.

– Was willst du mir nicht wegnehmen? – Slava kaute die Wurst weiter und nahm eine Flasche Bier zwischen dem kleinen Finger und dem Ringfinger.

– Nun, ich will nicht für dich sprechen, ich will dem Militär in dem Buch eine Stimme geben. Worüber spricht ihr dort?

– Darüber, dass es schwierig ist, den gefrorenen Boden zu graben, lehmig ist auch scheiße... Sand ist okay.

– Und über globale Angelegenheiten? Da ist ein amerikanischer General, der sagt, dass die Krim eine Falle ist.

– Na, Scheiß drauf, – sagte Slava müde, – ich werde nicht bis zur Krim graben...

– Unsere Großmutter, – unterbrach Maksym, – war eine sparsame Frau. Sie wollte kein Geld für das Pflügen des Gartens ausgeben – sagte sie – warum soll ich zahlen, wenn ich zwei solche Lummel zu Enkeln habe? Die sollen graben! Schau Slava, – Maksym wandte sich an seinen Bruder, – die Großmutter hat eine beachtliche Investition in deine zukünftige Karriere getätigt.



– Und in deine Karriere hat der berühmte Mäzen Karbid investiert. Du hast den originellen Blick eines halbblinden Künstlers. Von deinen Bildern wird mir kotzübel. – Slava stand auf und zeigte mit der Grillwurst auf eines der Gemälde an der Wand. Darauf war im Winternebel eine Straße zu sehen, aus der kahle Bäume wuchsen.

– Dann schau nicht hin, – sagte Maksym.

– Nur mit einem Auge, – sagte Slava.

– Wir sind ja praktisch in Europa, – fuhr Edik fort, – musste denn, damit wir in die europäische Familie aufgenommen werden, das halbe Land verwundet werden.

– Wer hat uns denn schon wo aufgenommen, – sagte Slava.

– Ich sage dir, Analytiker behaupten das.

– Dann sollen sie. Europa sitzt da und wartet ab, bis wir uns aus dem Sumpf gezogen haben. Na, Deutschland – Slava zeigte auf Karla – Deutschland hat uns Helme geschickt. Das ist doch Hilfe...

– Was habe ich damit zu tun? – Karla hielt es nicht mehr aus. – ich habe einen Sohn! Der will nicht seinen Helm geben, sondern seinen Kopf!

– Ich meine es bildlich gesprochen, – sagte Slava, – sei nicht böse.

– Du solltest besser mit David reden.

– Ich werde mit ihm reden und ihm sagen, wie es wirklich ist.

– Er hat sich die Kader von Cherson angesehen, wie alle auf Armen getragen werden und jetzt... – Karla verstummte.

– Er hat Angst, dass nicht mehr genug Krieg für seine Generation da ist, – Slava lächelte, – es wird genug da sein ... Maksym geht auch, weil keine Zweitäugigen mehr übrig sind. David lässt man doch nicht für die Ukraine kämpfen. Er hat doch einen deutschen Pass! Er wird noch für Deutschland kämpfen müssen.

– Wo ist Junior? – Maksym zeigte auf den leeren Platz in der Ecke.

Maryna eilte auf die Terrasse und schrie: Slava- a- a!
Im Dickicht beim Fluss war ein Rascheln zu hören.

– Hi-i-ier!

– Was machst du denn da?

– Eis holen!

– Herr im Himmel, – flüsterte Maryna und kehrte um, um sich etwas über zu werfen und nach dem Eis-
holer zu suchen.

– Jana, – sagte Maksym, – kommen Sie, wir holen uns Eis für Cocktails.

Jana sprach gerade mit Ljuba auf dem Sofa und Maksym hörte nur Satzfragmente von Ljuba „...also, von welcher Seite es bellt, heißt es, von dort kommt dein Zukünftiger...“.

– Jana, – wiederholte Maksym, – gehen wir, solange das Kind noch nicht im Eisloch versunken ist.

Maryna war schon auf die Terrasse gelaufen, aber Maksym holte sie ein und sagte:

– Geh ins Haus, ich höre ihn, ich bringe ihn rein. Pass auf, dass Edik Slava keine Dummheiten einredet. Ich gehe direkt zum Fluss, und Jana geht vom Entwässerungsgraben aus hin.

Direkt hinter dem Gartentor strömte der Entwässerungsgraben zum Fluss. Als sie klein waren, bauten Maksym und Vadik, der damals im Haus von Jana lebte, auf diesem Bach kleinere Modelle des Dnipro-HPP und erzeugten Strom. Sie bauten Mauerwerk, Stützen und Stauseen und modellierten die Überschwemmungen der umliegenden Dörfer. Im Juni jenes Jahres kam ein Nebenfluss des Dnipro bis an ihre Schwelle, und Maksym träumte davon, einen Karpfen von seinem Zimmerfenster aus zu fangen. Oder vielleicht sogar einen Hecht oder Silberkarpfen. Sein Vater ermutigte ihn, erzählte ihm am Telefon und an den Wochenenden, dass es als er klein war, jedes Jahr Überschwemmungen gab und er und sein Großvater mit bloßen Händen Karpfen unter den Apfelbäumen fingen. „Und dort unter dem Zwetschgenbaum habe ich einen Hecht gefangen!“ – sagte er und sah die freudige Erregung in den Augen seines Sohnes. Maksym wanderte durch den überfluteten Obstgarten und suchte zwischen Apfel- und Zwetschgenbäumen nach Hechten und Karpfen, aber es gab nur Frösche. Nachts träumte er von Schwärmen von Silberkarpfen, die ihre glänzenden Seiten über Baumstämme wischten, und von Spiegelkarpfen, die leuchteten, wenn sie hochgehoben wurden.

– Er lügt, – sagte der Großvater, – steh nicht mit nackten Füßen im Wasser, du wirst dich erkälten und Knochentuberkulose bekommen.

– Wie bei Lesja Ukrajinka, – fügte die Großmutter hinzu, – wenn ich dich noch einmal im Wasser sehe, setzt es mit dem Rohrstock!

Maksym wusste, dass die Großmutter ihn nicht einholen und verprügeln würde und nicht einmal zu seiner Mutter zurückschicken würde, und so watete er weiter knietief im Wasser umher und hoffte auf sein Glück.

– Oder eine Nutria, die angeschwommen kommt und dir die Zehen abbeißt“, – die Großmutter legte noch eine Karte auf den Tisch, – hast du mal gesehen, was für Zähne die hat?

Aber auch von der Nutria ließ sich Maksym keine Angst einjagen. Jetzt waren diese Bäume mit Schnee bedeckt, und das Bächlein verhielt sich ruhig und trat nicht über das Ufer. Der Frost hielt ihn im Zaum.

– Hier aufpassen, – sagte Maksym zu Jana, – da kann man durchbrechen. Es gab keine strengen Fröste, und die Strömung ist hier immer ordentlich. Sie werden meine Augen sein.

Sie gingen am Bach entlang bis zum Fluss, von wo aus das Rasseln und Klopfen kam.

Als sie aus dem Schilf traten, sahen sie, dass Junior sich auf das Eis hinausgewagt hatte und dort etwas in seiner Stirnlampe war.

– Slava, – rief Maksym, – komm jetzt her.

– Ich bin beim Eisbrechen! – schrie die Kinderstimme.

Maksym beugte sich zu Jana hinüber – Sie sollte die Taschenlampe am Telefon einschalten. Jana schaltete die Taschenlampe ein und gab Maksym das Telefon. Er hob es hoch und sagte:

– Folge dem Licht, Junior!

– Onkel Maksym, lass mich doch Eisbrechen!

– Komm, und ich zeige dir echtes Quellwassereis! Du brichst stehendes Wasser, Dummkopf! Folge dem Licht!

Das Klopfen hörte auf, und die Stirnlampe kam näher, bis der ganze Junior mit einer Axt bewaffnet aus der Dunkelheit auftauchte.

Jana packte ihn für alle Fälle am Ärmel.

– Gehen wir nachhause, – sagte sie.

Junior zuckte.

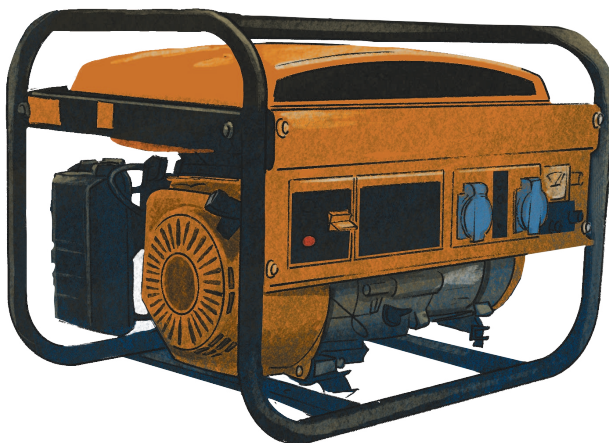
– Äh, aber Onkel wollte mir Quelleis zeigen!

– Gehen wir, gehen wir, – sagte Maksym, – du holst uns Eis für einen Mojito, nicht wahr, Jana?

– Es ist ein bisschen kalt und dunkel für einen Mojito, – sagte sie.

– Man lebt nur einmal, vielleicht erleben wir den Sommer nicht mehr und werden in der nuklearen Asche bereuen, dass wir bis zum Sommer auf die Mojitos warten wollten...

Maksym blieb stehen und schob Junior am Kragen vor sich auf den Weg.



– Mir ist nicht ganz wohl, wenn du mit einer Axt von hinten kommst, – sagte er, – hier, schlag hier.

Sie hielten vor dem Bächlein, der an einer Stelle in einem gefrorenen Wasserfall hinabfiel.

Junior schwang die Axt gegen den Wasserfall und der brach rasselnd zusammen.

– Und wo sollen wir das Eis hineinstecken?, – fragte Maksym.

– In die Mütze!, – sagte der Junior voller Zuversicht.

– Jana, liebe, Jana, – sagte Maksym, – würden Sie Ihre blanken weißen Hände zur Verfügung stellen und sie ein wenig frieren lassen.

Jana streckte ihre Hände aus und Maksym schüttete einen kleinen Haufen scharfer Eisstücke hinein.

– Onkel Maksym, ziehst du in den Krieg?, – fragte Junior.

– Ich weiß nicht, – sagte er.

– Bist du traurig, weil dir ein Auge fehlt? Wärest du lieber ganz blind? Dann haben die Leute einen besseren Geruchssinn, du und ich könntet Hasen jagen gehen...

– Das klingt verlockend, – antwortete Maksym. Jana ging schnell voran dem schwachen Licht der Wohnzimmerfenster entgegen, und hinter ihr klang das Gespräch zwischen dem Junior und seinem Onkel.

– Wäre es dir lieber, dass dein rechtes Auge blind ist, nicht dein linkes? Könntest du ein Scharfschütze sein? Die brauchen nur ein Auge, hast du im Einberufungsbüro nachgefragt?

– Ja, – sagte Maksym, – ich kläre das mit dem Einberufungsbüro. Das hast du richtig bemerkt. Sie bedecken immer ein Auge. Danke.

– Kein Problem, – schnaubte Junior, – vielleicht trittst du ja wo bei. Und David, ist der schon im Krieg?

– Noch nicht, – sagte Maksym.

– Wie alt ist er denn?

– Im Sommer wird er achtzehn.

– Er hat es gut, – seufzte Junior, – und ich brauch noch acht Jahre und zwei Monate.

Direkt vor dem Haus sprang Junior zur Seite, überholte Maksym und Jana und rannte ins Haus.

– Mein Gott!, – rief Ljuba. – Nehmt ihm doch wenigstens die Axt weg!

Jana warf das Eis aus ihren von der Kälte tauben Händen in die Küchenspüle. Am Rücken spürte sie jemanden hinter sich stehen. Es war Karla. Sie beugte sich zum Waschbecken über Jana und flüsterte: – Sagen Sie ihm, er soll mit David sprechen. Er ist sein einziger Sohn.

Jana drehte sich um.

– Wer bin ich, dass ich ihm das sagen kann? Ich bin eine Nachbarin.

– Sie haben Einfluss auf ihn, ich kenne ihn lange. Tun Sie es.

– Ich wusste nicht einmal, dass er einen Sohn hat.

– Tun Sie einfach, was Sie können, und Sie retten ein Leben.

Jana breitete ihre Hände aus und schüttelte die Reste von Eis und Wasser ab.

– Bitte. Ich kenne ihn, – Karla ging davon und sagte in der Küchentür stehend:

– Er wird anbieten, Sie zu malen.

Aus dem Wohnzimmer war ein Klirren zu hören. Edik lud zum Anstoßen ein. Karla ging hinaus und ließ ein bitteres Zitrusaroma zurück.



– Auf dass alle lebend zurückkommen, – sagte Edik mit dem Weinglas in der Hand. Und dir, lieber Vetter, mein lieber Freund, wünsche ich Inspiration, Kraft, um alle Brücken nach dem Sieg wieder aufzubauen, alle Schulen und Krankenhäuser, alle Häuser. Es ist so viel zu tun! Auf dass deine Hände nicht ermüden! Bleib gesund, mein Lieber!

Edik, bereits ein wenig beschwipst, näherte sich Maksym und gab ihm einen schmatzenden Kuss auf jede Wange. Der Vater erschien an der Tür.

– Warum wird hier nicht geschlafen?, – er breitete seine Hände aus.

– Papa, – Maksym kam zu ihm, – trink einen Schluck Wein mit uns.

Das wellige graue Haar des Vaters wurde von der orangefarbenen Lampe in der Ecke beleuchtet. Er stand auf unsicheren Beinen in hohen Socken und Hausschuhen da. Er hatte einen warmen roten Flanellschlafrock an.

– Lisa, – wandte er sich an die Mutter, – warum nennt mich dieser Mann „Papa“?

– Lisa, – die Mutter verdrehte die Augen.

– Ich bin dein Sohn, – sagte Maksym, – wir leben zusammen. Trink auf meine Gesundheit.

– Du, mein Sohn? – Der Vater stand verwirrt da, dann lachte er. – Na, wenn du das sagst, – er konnte

sein Lachen nicht zurückhalten und war ganz aufgerüttelt, – schenk ein!

Der Vater trank den Wein mit ironischem Misstrauen, setzte sich in den Sessel und schaute Maksym mit Sympathie und lächelnd an. Der Wein brachte den erwarteten Anflug von Rausch, seine Augenlider wurden schwer, die Hände schwach, die Beine waren ausgestreckt und er schlief im Sessel ein, wie es nur alte Menschen können, wenn sich die Welt um sie herum allmählich auflöst. Als die warmen Hände von Ljuba seine Schulter berührten und er die Augen öffnete, war niemand weit und breit außer den schwarzen Katzen, die auf dem Sofa schliefen. Im Zimmer glühte das schwache Licht von der Stehlampe in der Ecke. Roman Juchymowytsch sah sich um – das Zimmer schien ihm fremd und heimisch zugleich, als wäre er ein kleiner Junge und seine Mutter würde ihn bald ins Bett bringen. Erst aus dem Bild von der Wand gegenüber sah ihn irgendein alter grauhaariger Mann an, der ihn entfernt an jemanden erinnerte – als wäre er einmal in Träumen zu ihm gekommen und habe ihn bei den Beinen gepackt. Juchymowytsch wollte ihn nicht ansehen und rührte sich, aufzustehen. Ljubas Hände stützten ihn und er schleppte sich langsam in sein Schlafzimmer.

In der Zwischenzeit stand Jana bei dem Loch im Zaun und schaltete die Taschenlampe ihres Smartphones ein, um über das Querbrett zu gehen. Ihr Muskelgedächtnis funktionierte noch nicht so gut wie das von Maksym und sie wollte sich zum glänzenden Finale dieser Party nicht vom Schnee begraben lassen.



Bevor sie unter ihre Füße schaute, hob sie den Blick in die Höhe und sah die hell funkelnden Wintersterne. Sie hingen wie ein festgezogener, dichter Vorhang über der Straße, dem Fluss und dem Bach. Sie waren so nah und hingen so niedrig wie nie zuvor. Es war so still, dass jede Bewegung ohrenbetäubend war.

– Jana, – hörte sie von der Terrasse.

Dort stand Maksym.

– Jana, – wiederholte er.

– Gute Nacht, – sagte Jana.

– Wuff Wuff, – antwortete er.

Übersetzt von Michael Pietrucha

